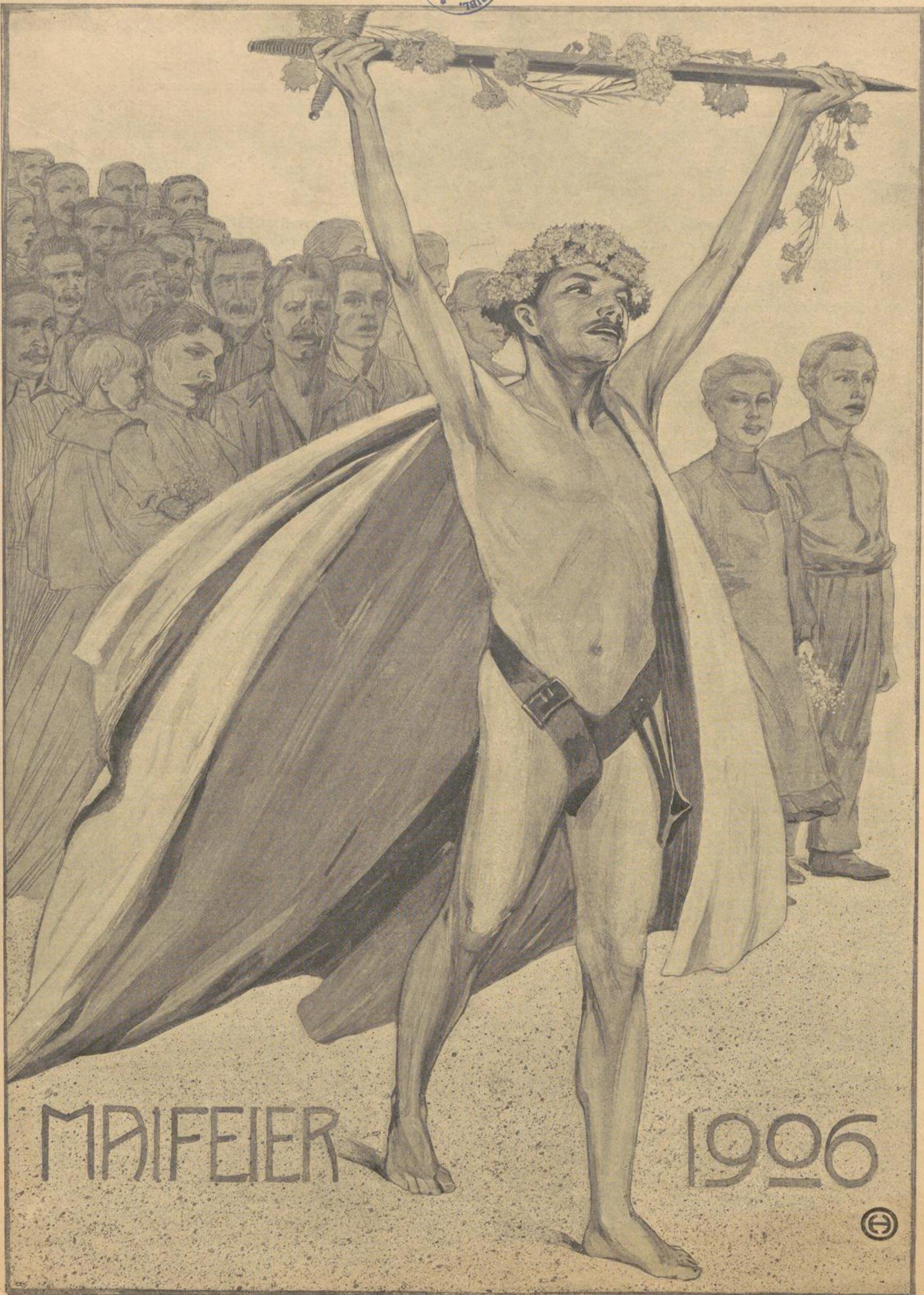




Preis 20 Heller.



MAIFEIER

1906



Zeichnung von Hermine Heller-Osterfeher.

Ein Maienlied — ein Kampfeslied.

Das tat der Lenz, der Schöpfer Mai:
Er brachte die leuchtende Sonne
Mit Gliederduft und Amselschrei
Und Aetherblau — das Herz will frei
Die Brust uns sprengen vor Wonne!
Aus tausend Kehlen zum Himmel zieht
Ein Maienlied — ein sonnig Lied!

Das tat der Lenz, der Zerstörer Mai:
Orkan und Donnerschmetter!n!
Die Blitze reißen den Himmel entzwei,
Der Boden schwankt, wie Titanenschrei
Schallt es aus brüllenden Wettern!
So spricht der Mai auf dem Heldengang:
Ein Maiensang — ein Kampfesang!

Drum, Brüder, lernt vom Schöpfer Mai!
Seid wie die lachende Sonne!
Maiglöckchen und duftenden Gliederstranz
An die Brust gesteckt! Und kostet sie aus,
Des Maitags Würze und Wonne,
Und jauchzt heraus, was durchs Herz euch zieht:
Ein Maienlied — ein Jubellied!

Und, Brüder, lernt vom Zerstörer Mai,
Dem Mai, der waltet in Wettern:
Dann blitzt euer Aug', dann ballt sich die Faust,
Dann donnert die Wehr und die Waffe saust,
Des Feindes Haupt zu zerschmettern!
Dann löst sich der Brust wildwogender Drang:
Ein Maiensang — ein Schlachtgesang!

Bald lacht er mild, bald stürmt er wild,
Der Mai, um die Welt zu erneuern.
Heut gilt es Sturm! Ihr Brüder voran!
Heut gilt es reinzufegen den Plan
Von der Vorzeit Angeheuern!
Vorwärts zum Sturm! Euch führt im Drang
Ein Maiensang — ein Kampfesang!

Vorwärts! Ein Schwertblitz spaltet entzwei
Des Vorrechts Ruinentürme!
Nun jagt den Feind wie die Nebel der Wind,
Bis Lande und Himmel wolkenlos sind!
Heil, kommende Maienstürme!
Rast, bis Maisonne frei niederfieht:
Und das Maienlied ist ein Friedenslied.

Der erste Mai.

Eine altgewohnte geliebte Einrichtung ist uns in Oesterreich schon der erste Mai geworden und viele von den Jüngeren freuen sich ihrer, ohne viel zu fragen, woher sie stammt — es genügt allen, zu wissen, wem sie dient. Eine kurze Rückschau auf den Ursprung und die Geschichte des ersten Mai wird auch die Ziele der Maidemonstrationen deutlicher machen und uns den Weg beleuchten, auf dem wir marschieren.

„Das große Weltarbeiterparlament“, wie es Liebknecht genannt hat, der internationale Kongress des Proletariats vom 14. bis 20. Juli 1889 gab der sozialdemokratischen Bewegung aller Länder einen gewaltigen Anstoß. Wohl war er nicht die erste internationale Verbrüderung und Vereinigung des Proletariats. Schon 1864 ward von Marx in London die „Internationale Arbeiterassoziation“ begründet worden, an sie war die berühmte Marx'sche Parole gerichtet: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Jene „alte Internationale“ hatte vom Jahre 1864 bis zum Jahre 1870 bestanden. Wie wichtig jene erste Verbrüderung war, an unmittelbarer Wirkung mißt sie sich nicht mit dem Pariser Kongress. Die Internationale war ein vorbereitendes Komitee, der Kongress ein Weltarbeiterparlament, die Tätigkeit der Internationale vergleicht Mehring mit den Vorarbeiten des Generalstabes, die Wirkung des Kongresses mit der Mobilmachung eines großen Heeres.

Jener Kongress beschloß den ersten Mai. Er sollte eben eine alljährliche Probemobilisierung des Proletariats, eine wiederkehrende Herrschau sein, durch die die Arbeiterchaft ihren Anhang, seine Entschlossenheit und Tatkraft aufzeige. Und damals gab es noch für viele Staaten überhaupt kein anderes Mittel der Agitation und Aktion! Wie viel hat der Sozialismus seitdem an Kraft gewonnen!

Im Deutschen Reiche herrschte damals noch der Ausnahmezustand; das französische Proletariat blutete noch an den Wunden, welche ihm die Niederwerfung der Kommune (1871) geschlagen. Das deutsche Volk schwelgte noch im chauvinistischen Rausche nach den großen Siegen über Frankreich, das französische verschloß sich in ingrimmigem Haß gegen den hochmütigen Sieger. Noch galt der Krieg um die Vogesen

als erster Glaubensartikel der Massen in Frankreich. Die beiden feindlichen Bourgeoisien, die deutsche und französische, herrschten schrankenlos über die Völker durch die ständige Kriegsfurcht und Kriegsdrohung. Da wagten es Liebknecht und Baillant, im Angesicht der beiden Nationen sich im Präsidium des Kongresses an einen Tisch zu setzen und im Namen ihrer Völker sich brüderlich die Hand zu reichen, den Frieden der Nationen über die Köpfe der Bourgeoisie hinweg zu erklären.

Seit diesem Jahre hat die Arbeiterchaft die Idee der Völkerveröhnung und Völkerverbrüderung mächtig gefördert und erst jüngst die mutwillig von heutigetierigen Kapitalisten heraufgeschworene Kriegsgefahr wegen Marokkos siegreich überwunden. Denn ohne Jaurès' und Bebel's mutige Kritik hätten die verhegten Völker den Intrigen der Beutegier erliegen müssen. Die internationale Sozialdemokratie ist seit jenem Weltparlament die festeste Bürgschaft des europäischen Friedens. Und der Idee der Völkerveröhnung dient auch die Maidemonstration.

Aber ein reines Friedensfest ist sie nicht, sie dient dem Kampfe, aber nicht dem Krieg der Waffen, dem Völkermorde, sondern dem Kampf der Klassen, der die Völker von ihren politischen Bedrückern und wirtschaftlichen Ausbeutern befreien soll.

Seit 1889 hat die deutsche Sozialdemokratie den Ausnahmezustand überwunden, die allerhöchsten Hegreden, die Deynhäuser Streikrede, die ärgsten Brutalisierungungen des neuen Regimes zurückgeschlagen und sich zur Millionenpartei entwickelt. In Frankreich hat das Proletariat sich volle politische Gleichheit erzwungen, es hat den Angriff des Alerikalismus und Feudalismus und die Dreyfuskampagne, die Gefährdung der Republik durch den Militarismus in ebenso fähner wie kluger Politik zurückgeworfen. Welche gewaltige Fortschritte hat seither die Arbeiterchaft Belgiens errungen, die damals noch kein Wahlrecht besaß und es bald errang, indem sie einfach „belgisch zu reden“ anfing. Und überall, in Italien, in Dänemark, in Schweden, Norwegen, in Holland, in der Schweiz, selbst in den Balkanstaaten, vor allem auch in Ungarn ist durch

die Maidemonstration und durch die übrigen Beschlüsse des Pariser Kongresses die Arbeiterchaft ein gewichtiger politischer und parlamentarischer Machtfaktor geworden.

Ueber alles Maß hinaus ist die politische Bedeutung gewachsen, die der Sozialismus in Rußland gewonnen! Die erste russische Revolution, die zugleich die erste Revolution vieler Völker von der Ostsee bis zum Kaukasus und tief hinein nach Asien gewesen ist, wurde nur möglich durch die Aufklärungsarbeit des Sozialismus, durch den wiederholten vorherigen Aufmarsch der Arbeiter am ersten Mai, durch den sich die Bataillone des Proletariats einexerziert und geschult haben.

Wir in Oesterreich aber sind dem ersten Mai am allermeisten zu Dank verpflichtet, wir sind seine größten Schuldner. Nur wer die Maifeier des Jahres 1893 erlebt hat, weiß, wieviel uns der erste Mai im Wahlrechtskampfe genügt hat. Wie weit wir heute gelangt sind, das danken wir mit jenem ersten Mai 1893. Und wir wissen heute noch nicht, wieviel der erste Mai 1906 beitragen wird zum endlichen Sieg des Wahlrechtes.

Heuer gilt es, den Schlußstein zu legen an dem Bau, dessen Grundstein der erste Mai 1893 gelegt hat. Darum muß die diesjährige Maifeier an Wucht und Würde über alles hinausgehen, was wir bisher in Oesterreich vollbracht haben. Die Arbeitsruhe am ersten Mai soll den Privilegierten im Parlament sinnfällig machen, daß ohne die Gleichheit des Stimmrechtes alle Räder stille stehen. Sie soll die letzte Warnung für sie sein, nichts zu verschleppen und nichts zu verschlechtern an dem heiligen Gut des ersten politischen Volksrechtes. Mögen die Herren klug und nachgiebig genug sein, dem Arbeiter am zweiten Mai die Rückkehr in die Werkstätte zu ermöglichen!

Josef Karner.



Der Generalstreik in Russisch-Polen.

Der internationale sozialistische Kongress in Amsterdam hat im Sommer 1904 kaum geahnt, daß seine Beschlüsse über den Generalstreik sehr bald auf die Probe gestellt werden, daß die gewaltige Waffe des Generalstreiks durch eine große sozialistische und revolutionäre Arbeiterorganisation im größten revolutionären Kampfe schon in einigen Monaten verwendet werden würde.

In Russisch-Polen, wo auf dem linken Weichselufer eine gewaltige Industrie in den letzten Jahrzehnten entstanden ist, wurde im Jahre 1905 zum erstenmal in der Geschichte der proletarischen Kämpfe das Mittel des Massenstreiks mit einem solchen Nachdruck, mit so viel Hingebung und Opfermut angewendet und zu dem Mittel so häufig gegriffen, daß es vom größten Interesse sein muß, diese erste Phase der Revolution näher zu untersuchen.

Als das bis nun zurechnungslübe Volk von Petersburg an dem denkwürdigen 22. Jänner 1905 durch Salvenschüsse und Reiterattaken von seinem Glauben geheilt wurde, waren die Warschauer Proletarier die ersten, die den großen historischen Augenblick mit ihrem revolutionären Instinkt erkannten und sich unverzüglich in den Kampf gegen den Zarismus geworfen haben.

Drei Tage nach dem 22. Jänner proklamierte die „Polnische Sozialistische Partei“ (P. P. S.) und mit ihr die „Sozialdemokratie Polens und Litauens“ (S. D.) sowie der jüdische „Bund“ den Generalstreik im ganzen Lande.

Die P. P. S. hatte damals in Warschau nicht mehr als 5000 feste organisierte Genossen, die beiden übrigen Parteien reichten kaum an diese Anzahl heran. Und doch stand in 24 Stunden die ganze Großstadt von 800.000 Einwohnern unter der tatsächlichen Herrschaft der Arbeiter! Nicht ein Tramwaywagen, nicht eine Droßke durfte sich in den Straßen zeigen, keine einzige Fabrik oder Werkstätte funktionierte, ja selbst Restaurants und Kaffeehäuser mußten geschlossen werden! Und dieser Streik dauerte fünf

Tage lang in einer Stadt, deren Garnison nicht weniger als 40.000 Soldaten zählte.

Ebenso ging es auch in den Provinzstädten zu; in Lodz, das das „polnische Manchester“ genannt wird, in Gzesczow, in den Dombrowa-Bergwerken und -Hütten feierten Hunderttausende und mit ihnen die gesamte Bevölkerung, halb gezwungen, halb freiwillig, so weit freiwillig, daß es zahlreiche Fabrikanten gab, die volle Löhne oder wenigstens ermäßigte Löhne allen Arbeitern fortbezahlten, was in manchen Etablissements wochenlang dauerte. Die Fabrikanten wollten sich teilweise die Arbeiterschaft ihrer Fabriken voll erhalten, teilweise sympathisierten sie mit dem Ausstände, teilweise aber fürchteten sie sich vor terroristischen Anschlügen, die ja durch das Beispiel der anständigeren Fabrikanten provoziert werden konnten.

Wie wirkte nun der Generalstreik auf die Masse der Arbeiterschaft und auf den gesamten Rest des Volkes? Wir können heute ruhig sagen: es gibt kein anderes, so mächtiges Mittel, um die Arbeiter als Klasse so fest zu fügen, so augenscheinlich von ihrer ökonomischen Macht zu überzeugen, sie so zum Kampfe zu mobilisieren wie den Generalstreik. Auch der Teil der Arbeiterschaft, der, sozusagen, „gezwungen“ in den Massenstreik eingetreten ist, beginnt nach einer sehr kurzen Zeit ganz anders zu denken und zu empfinden als vor dem Streik. Die Arbeiter sehen plötzlich ihre ungeheure Wichtigkeit in dem heutigen entwickelten und komplizierten Produktionssystem; sie hungern und entbehren und müssen sich immerfort fragen, warum? Die Antwort kommt aber von selbst; sie wird von den Feinden gegeben, die hartnäckig sich weigern, die gerechten Forderungen des Proletariats zu erfüllen. Und ein Mensch, der für seine Rechte, für seine Freiheit für seine Zukunft bereits Opfer gebracht hatte, wird auf diesem Wege zu einem Kämpfer!

Aber auch die bürgerliche Gesellschaft wird durch den Generalstreik, wie durch kein anderes Mittel, in ihrem tiefsten Innern aufgerüttelt und erschüttert. Auch die indifferentesten Schichten spüren die tiefe Wirkung der Arbeitsverweigerung

des Proletariats: bis ins Privatleben beeinflusst der Streik alle Verhältnisse und offenbart die Bedeutung der Arbeit des Volkes, der Arbeit in jeder Gestalt.

Hätte Russisch-Polen eine Regierung, die von der Nation, von der bürgerlichen Gesellschaft irgendwie abhängig wäre, fürwahr, dann hätte dort der mächtige Streik der Proletarier schon längst den Sieg getragen! Nicht weniger als zehn Generalstreiks wurden hier doch vom Jänner bis Dezember 1905 ausgefochten!

Aber hier hieß das Wort „Regierung“ nur Bureaukraten und Soldaten, die fremdnational sind und Polen als ein erobertes Land behandeln. Eine Regierung im westeuropäischen Sinne gibt es in ganz Rußland nicht, viel weniger natürlich in Polen, in Livland oder im Kaukasus.

Aber auch in Rußland schien es einige Wochen lang, als ob der Generalstreik sofort siegen sollte. Der ganzen Welt werden die letzten Oktobertage 1905 unvergeßlich bleiben, wo der größte Streik der Welt in Rußland wütete. In Großrußland wurde er durch den sogenannten „Verband der Verbände“, der sich vorwiegend aus den „intelligenten Berufen“ rekrutierte, in Polen durch die Arbeiterorganisationen veranstaltet und geführt. Seine tödlichste Waffe aber war der Eisenbahnerstreik, der vor allem die größeren Stadtzentren Rußlands bedrohte und die bewaffnete Macht des Zaren teilweise lahmlegte. Erst dieser Niesenausstand hat den absoluten Selbstherrscher auf eine kurze Zeit, aber doch bezwungen, erst durch diesen Generalstreik fühlte sich der Zar zu der Erlassung des bekannten konstitutionellen Manifestes genötigt! Freilich nur auf einige Wochen. . . . Denn bald nachher trat die schrecklichste, die blutigste, die wildeste Reaktion ein, die die moderne Welt jemals gesehen, und ganz Rußland wurde dem Henker Durnowo überliefert. Nicht weniger als 20.000 Morde, ebensoviel schwere Verwundungen und über 70.000 Verhaftete hat der Minister des Innern, Durnowo, in fünf Monaten auf seinem Gewissen. Ja, er äußerte sich in einem Privatgespräch, daß er nicht vor der Ermordung auch von 500.000 Menschen zurückschrecken wolle! . . .

's Wunder.

Des Wasstelbauern-Toni gewöhnlicher Kirchgang an Sonntagen war in das anderthalb Stunden entfernte Kirchdorf Habergassen. Da fragte er erst nicht, was für ein Wetter ist; nur wenn es wie aus Gießkannen goß, blieb er daheim; durch einen mächtigen Tannenwald hatte er nicht zu gehen, bloß durch ein kleines Föhrenwäldchen, und bei Nacht hatte er in der Kirche nichts zu suchen, weil nur einmal im Jahr, in der Christnacht, ein Amt abgehalten wird, und in dieser besuchte er die Kirche seiner Pfarre, in die er kaum zwanzig Schritte hatte.

Den Leuten von Pfaffing paßte es zwar nicht, daß der Wasstelbauern-Toni an Sonn- und Feiertagen nicht die Ortspfarrkirche besuchte, sondern in das entlegene Habergassen ging. Aber Habergassen war ein größerer Ort, man kam dort mit Leuten aus der Stadt, der nahen Fabrik und den Leuten aus dem Schüttgraben zusammen, die oft weit vom Gebirge herabkamen, durch den Graben heraus. Man ersuhr dort allerlei, und lustiger war es auch immer nach der Mess' als im eigenen Pfarrort. Auch zwei Herrschaftschlösser waren dort. Das eine, ein großes, mächtiges, mit Wallmauern, Schießscharten und vielen Türmen, stand auf der Höhe, dort, wo der Schüttgraben ins Land mündet, fast als wenn es Wache zu halten hätte; das andere, das kleinere, das mehr einem Stadthaus ähnlich sah, stand weiter in der Ebene auf einem kleinen Hügel. Das große war der Stammsitz des Reichsgrafen v. Habergassen, das kleinere gehörte dem Baron Mayer. Den Baron Mayer kannten die Bauern weit und breit, er war Bürgermeister in Habergassen, Ortschulauferer, Obmann der Vorschulklasse des Bezirkes, Feuerwehrhauptmann, kurz, der Inhaber nahezu aller Ehrenämter in der Gegend. Er kannte die Bauern weit und breit, da er ja bald mit allen zu tun gehabt hatte. Auch den Reichsgrafen v. Habergassen kannten die Leute weit und breit, obwohl er sich bloß zeitweise im Sommer in Habergassen aufhielt. Er war ein gar angesehener Herr, der, wie sich die Leute erzählten, im Reichsrat eine große Rolle spielte und bei Hof Zutritt hatte. Die Bauern rissen, wenn sie ihn von weitem sahen, schon den Hut herunter und die Weiber und Kinder küßten ihm ehrfürchtig die Hand. Aber zugetan war ihm niemand. Das konnte auch nicht sein, denn der Herr Graf war unmaßbar. Er ließ sich es gefallen, daß ihn die Leute ehrfurchtsvoll grüßten, aber im übrigen wollte er nichts zu tun haben mit ihnen.

In Habergassen erzählte man sich über ihn nicht bloß, daß er ein mächtiger Herr ist, man sagte sich auch, daß er herzlos und rechthaberisch, dabei aber auch kniderisch sei. Mit manchem Bauern hatte er schon prozessiert. Einmal wegen des Viehautriebs auf die Alm, das andermal wegen der Jagdverwitt, wieder ein andermal wegen der Fischereiberechtigung im Schüttgraben. Auch wegen der Erbpachtgründe hatte er mit mehreren Bauern Prozeß. Die alten Leute sagten, der junge Graf ist nicht besser wie der alte — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Die ärmeren Leute sagten gar, er sei noch schlechter. Beim alten Herrn Grafen war wenigstens das Schwämme- und Beerenjuchen erlaubt und es gab nie einen Anstand wegen des Klaubholzes. Beim jungen Grafen aber durfte sich im Wald niemand blicken lassen, jeder wurde vom Forstpersonal verjagt, und hatte er eine Hade, einen Strick oder ein Körbchen, so wurde es ihm weggenommen. Wer aber gar mit Klaubholz, Schwämmen oder Beeren betroffen wurde, der wurde aufs Forstamt geführt und dann dem Gerichte zur Bestrafung wegen Diebstahls angezeigt.

Unter dem alten Grafen durften die ärmeren Leute das Waldgras schneiden, jetzt war das strenge verboten, und drei Graferinnen, die mit einem Grastuch voll betreten wurden, waren dem Gerichte angezeigt worden und hatten je 14 Tage Arrest erhalten, weil sie eingestanden, daß sie schon öfters im Grafenwald grasen waren. Damals war alles auf im Dorf. Die Leute sagten, das Holz verjaut, aber es darf nicht sein, daß sich die armen Leute einheizen, die Beeren und Schwämme vertrocknen, aber wir armen Leute dürfen uns kein Schwarzbeermus oder Schwämme kochen oder aber ein paar Kreuzer mit den Erdbeeren und Himbeeren verdienen; das Gras verdorrt, aber wir dürfen uns keine Ziege halten und sie damit füttern. Sogar die besseren Bauern, die es selbst nicht gerne duldeten, daß ihnen „Fremde“ in ihren Wäldern herumkriechen, brummen mit, daß nicht einmal die Hunde und Katzen vor den Herrschaftsjägern sicher sind, wenn sie nur etwas weiter vom Hause weglaufen. Unter anderem bildete an Sonntagen nach dem Gottesdienst, wenn sich die Leute auf dem Kirchplatz und im Wirtshaus trafen, immer auch der Herr Graf ein wenig den Gesprächsstoff. Die Kritik an dem Herrn Grafen endete immer, indem er mit dem Baron Mayer verglichen wurde. Der war ja auch ein reicher Herr, wenn auch seine Besitzung nicht so groß war wie die des Grafen. Freilich hatte der Baron Mayer nur ein Gut, während der Graf, wie man zu sagen wußte, auch in Böhmen und Slavonien begütert war. Von dort

brachte er sich ja die Jäger, den Oberförster, die Bedienten, die Kutscher, ja sogar die Arbeiter her, die den Einheimischen das Brot wegessen und eine Sprache untereinander reden, die weit und breit niemand versteht. Aber der Mayer war ja auch vom Adel, er war auch reich und soll sehr angesehen sein in der Kreisstadt, in der er besonders in landwirtschaftlichen Fragen viel gilt, und sogar in den Rat, der in Wien in solchen Sachen was zu reden hat, berufen worden ist, sagte man sich. Der Baron Mayer, der sagte selbst oft: „Na, das, was im Wald liegen bleibt, das, was ich nicht nutzen kann, das kann jeder nehmen, wenn er mir keinen Schaden macht. Wenn sich auch einmal ein Hase oder ein Reh schreckt, das macht mir nichts. Zum Vergnügen bleiben mir schon noch ein paar, wenn ich Zeit zum Jagen habe.“

Das ist halt ein Herr, der Baron Mayer, sagten die Leute zum Schluß immer. Wenn lauter solche Adelige wären, da wäre es mit ihnen ganz gut auszukommen. Dawider sagten sogar die Fabrikarbeiter nichts, die immer, wenn vom Grafen die Rede war, über die Abschaffung des Adels redeten und mit dem alten Fellenbauern, der sich über die Herrschaft, die die Bauern in früheren Zeiten wie die Hunde behandelt hätte, um die Wette über die Adelligen los wetteten.

Der Wasstelbauern-Toni war immer mitten drunter, wenn nach dem Kirchgang in Habergassen sich die Leute im Wirtshaus zusammenfanden und so von allem, was die Woche über sich ereignet hatte, redeten. Er gehörte nicht zu jenen, die immer am meisten wußten; er hörte lieber zu. Man hielt ihn für einen der Gescheiteren, die weniger reden, mehr denken und manches wissen. Nur eines war den Bauern an ihm nicht ganz recht. Der Toni war meist in Gesellschaft des Maschinisten von der Holzschleifen, und der galt als Roter. Er war ja nicht zuwider, der Maschinist, ein g'scheiter Kerl und, wie man hörte, gut zu brauchen in der Fabrik, aber der Pfarrer hatte zu den Bauern insgeheim und sogar einmal in der Predigt angedeutet, daß durch das fremde Volk, das zwar auch deutsch sei, aber aus einer anderen Gegend, die Sittenverderbnis und der Unfrieden in die Gegend kämen, und daß unter dem fremden Volk einige rüddige Schafe seien, die gern die anderen anstecken. Manche glaubten, daß unter den rüddigen Schafen besonders der Maschinist gemeint sei, der unter den Fabrikarbeitern und sogar unter den Holzknecchten

Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man, selbst unter diesen grausamen und barbarischen Umständen, die Wirkung der Generalstreiks unterschätzen oder gar als nichtig betrachten wollte. Im Gegenteil; die Massenstreiks, die von den Schergen des Zaren zu Ende des Jahres 1905 im Blute ertränkt wurden, haben eine solche Energie losgelöst, daß die Revolution nicht nur nicht kapituliert, sondern zu einer noch schärferen Waffe griff und zu dem Gedanken des „bewaffneten Aufstandes“ überging. Selbst die doktrinärsten Parteien und Menschen haben als das Endergebnis der Streikperiode den bewaffneten Aufstand proklamieren müssen. Diese Proklamation ist aber keineswegs ein Akt der Verzweiflung, sondern die Frucht der großen Vorarbeit der Generalstreiks. Die Revolutionäre mußten sich sagen, daß diese Millionen der streikenden Proletarier unmöglich weiter hungern dürfen, unmöglich sich einsperren oder gar massakrieren lassen können, einer Regierung gegenüber, die eher eine organisierte Räuberbande als ein Ausschuß irgendwelcher Gesellschaftsklasse ist. Die Massenstreiks haben gerade bewiesen, daß ein bewaffneter Aufstand möglich ist, daß, wenn das Volk zum Hungertode bereit ist, es auch zum Kampfe mit den Waffen fähig geworden ist.

Die hungernde Revolution der Generalstreiks hat die bewaffnete Revolution der nahen Zukunft vorbereitet.

Und diese Lehre und Erfahrung, die wir aus dem Jahre der Generalstreiks in Rußland ziehen, wird auch außerhalb der Grenzen des Zares gewürdigt werden müssen. . . . Diejenigen kurzfristigen Feinde des Volkes, die etwa über die angebliche Erfolglosigkeit der Massenausstände in Rußland frohlocken möchten, mögen nur eine kurze Zeit warten, und sie werden schon die großartigsten Wirkungen der Massenstreiks verspüren.

Ein Proletariat, das zum Generalstreik fähig ist, wird zu einer Macht, mit der jeder, auch der mächtigste Herrscher, rechnen muß. Und einmal ins Rollen gebracht, wenn sein Ziel groß genug und erreichbar ist, wird dann der Generalstreik

zu einer solchen elementaren Gewalt, daß jede künstliche, gewaltsame Repression nur zu noch schrecklicheren Kämpfen führen müßte. Das möge man gerade jetzt in Oesterreich wohl beachten.
Ignaz Daszynski.

Zwei Kämpfe ums Recht.

Die Maitage des Jahres 1848 bezeichnen den Höhepunkt der Revolution. Es war nicht mehr ein allgemeiner, unbestimmter Drang, der Intelligenz und Masse befeuerte und den Mächten des Alten in wildem Ansturm entgegenwarf wie im März. Der Staat begann sich in die ihm ausgedienten konstitutionellen Formen zu kleiden und das Volk von Wien hatte die Organisation einer, wenn auch unvollkommenen revolutionären Kampfbereitschaft angenommen. Das politische Wollen, das sich früher mit undeutlichem Selbstbewußtsein in dem Gegensatz der Abstraktionen Volksherrschaft und Despotie, Verfassung und bürokratische Willkür bewegt hatte, war nun auf bestimmte Ziele hingelenkt und formulierte sich in bewußteren, schärfer umgrenzten Forderungen. Dazu hatte die Regierung Pillersdorf und die hinter ihr wirkenden Hofzirkel das Beste beigetragen. Die den Wünschen des Volkes nicht genügende Verfassung, die in ihrer oktroyierten Form der revolutionären Doktrin sogar aufs schärfste widersprach, nötigte die Wortführer des Volkes, ihr Staatsideal in bestimmten Programmsätzen zu konkretisieren, und der Angriff auf die selbstgeschaffene Organisation der bewaffneten Teile der Bevölkerung, das Zentralkomitee, drängte zur Tat.

Es geschah wenige Tage nacheinander, daß die noch immer revolutionär erregten Massen diese beiden Anstöße zum Handeln von außen her empfangen. Am 11. Mai wurde das Wahlgesetz zur Verfassung veröffentlicht, das die Arbeiter vom Stimmrechte ausschloß und der zweiten Kammer eine erste ernannter und den größten Grundbesitzern erwählter Gesetzgeber entgegenstellte. Am 14. Mai verkündete der

Tagesbefehl des Höchstkommandierenden der Nationalgarde, des Grafen Hoyos, die Auflösung des Zentralkomitees, in dem die Studentenlegion und die Nationalgarde die gemeinsame politische Vertretung hatten. Die politischen Verhandlungen wurden mit dem Institut der Nationalgarde für unverträglich erklärt. Dieser Befehl erging trotz des Angebots, die Auflösung freiwillig vorzunehmen, und da gleichzeitig militärische Vorkehrungen getroffen wurden, so konnte kein Zweifel daran bestehen, daß die Maßregel nach Zweck und Absicht weit über ihren Kreis hinausging.

Aus diesen Anschlägen der Reaktion und den ihnen entspringenden Stimmungen des Volkes ging die Sturmpetition vom 15. Mai hervor. Sie enthielt in sich die Forderung des Einkammersystems und einer konstituierenden Versammlung, vor allem aber verlangte sie die Aufrechterhaltung des Zentralkomitees. Wie alle großen Bewegungen des Jahres 1848, so hatte auch diese mehr in einem jähen Ausbruch der Erregung, als in einer wohl vorbereiteten Aktion ihren Ursprung und besonders das entscheidende Eingreifen der Arbeiter kommt aus einem rein elementaren Empfinden der Masse her. Sie, die Studenten und die kleinbürgerlichen Vorstadtgardisten waren die Helden des Tages, während die bürgerlichen Gardisten der Stadt herzlich wenig revolutionären Geist zeigten und die Bewachung der Hofburg ihre erste Sorge sein ließen. Mattherzig und nachgiebig erwiesen sich auch die Sprecher der Deputation, die mit der Regierung über die Forderungen des Volkes verhandelten und durch die Drohung mit der Demission sich einschüchtern ließen. Aber das Volk unterschrieb den Pakt nicht. Ueber dem langen Parlamentieren des Harens müde geworden, rückten die Studenten von der Universität her und die Nationalgardisten über den Graben und Kohlmarkt nach der Burg und dem Ballplatz zu; indes die Arbeiter durch die schlecht bewachten Walltore in die Stadt eindringen. Diesmal war es nicht bloß eine moralische Ueberwältigung der herrschenden Mächte, sondern ein Meßen der Kraft, bei dem Hof und Regierung als die Schwächeren zurückweichen

recht angesehen war und schon ein paarmal, als es in der Fabrik was gegeben hatte, der Mädelsführer war. Er wollte auch vom Pfarrer und der Kirche nicht viel wissen. Freilich, sonst war er ein braver Mensch. Nicht streitsüchtig, nicht einbildrisch, immer nüchtern und so recht handlich; er tat den Leuten ganz gerne eine Gefälligkeit, aber er drängte sich niemand auf. Manche Bauern hielten sogar zu ihm, besonders jene, die gerne immer einmal was zu lesen wollten, denn er hatte immer Zeitungen und Bücher, so ganz andere, als man sie auf dem Lande hatte.

Die Pfaffinger wußten es vom Wastelbauern-Toni ebenso wie die Habergassner, bei denen es seit vielen Sonntagen Gesprächsstoff war, daß im Reichsrat draußen in Wien an einem Gesetz gearbeitet wird, nach welchem anders als bisher in den Reichsrat zu wählen sein soll. Alle sollen nach dem Gesetz das gleiche Recht haben, keinem seine Stimme soll mehr gelten, weder den Grafen noch den Fabrikherren ihre, aber auch den Bürgern und Bauern ihre nicht mehr als die der Arbeiter. Daß die Grafen und Fabrikanten nicht mehr Recht haben sollen als der Bauer und der Bürger, das war den Habergassner und den Pfaffinger Bauern gleich recht. Aber die Fabrikarbeiter, die Knecht' und so die Leute, daß die auch das gleiche Recht haben sollen. . . . Nein, das geht nicht, haben die Habergassner gesagt, und die Pfaffinger hätten es auch gerne gesagt, wenn es ihnen der Wastelbauern-Toni gelten lassen hätte.

Am letzten Sonntag hat sich die Meinung aber gewendet. Der Derflerknecht war auch in Habergassen an diesem Sonntag und der erzählte, daß es dort recht umgegangen sei. Nicht einmal die Hälfte Bauern seien wie sonst in der Kirche gewesen. Nach dem Amt sei eine Besprechung der Almberechtigten angefangen gewesen beim Kirchwirt, aber die Bauern, auch solche, die dabei nichts zu tun hatten, seien gleich vor dem Amt ins Wirtshaus gegangen und dort geblieben. Es wäre auch zu lustig gewesen, den ein Wunder sei geschehen: Der Reichsgraf v. Habergassen sei im Wirtshaus erschienen. Weder der alte verstorbene Graf noch der jetzige, der junge, seien jemals im Wirtshaus gesehen worden. Diesmal hat der Graf sogar ansagen lassen, daß er kommt. Und die Deß, die es war, hatte der Derflerknecht gesagt. Dabei hat er in einem fort gelächelt und gelacht, so daß man gar nicht geschwiegen werden konnte aus seinen Reden.

Schon am Nachmittag war das Wirtshaus in Pfaffing getreten voll. Dreimal hatte der Wirt schon zum Wastelbauern schicken müssen, ob der Toni noch nicht daheim sei. Das viertemal ließ er der alten

Wastelbäuerin sagen, wenn der Toni nach Hause komme, soll er gleich ins Wirtshaus kommen, die Leute seien neugierig, was es in Habergassen mit dem Grafen gegeben habe.

Endlich, gegen Abend kam der Toni daher. Man machte ihm bereitwillig am Ofentisch Platz. Alle warteten begierig, daß er zu erzählen beginne. Der Toni schien es aber nicht so eilig zu haben. Er ließ sich erst einen Geprigten geben und nachdem er einen starken Schluck davon genommen, brach er gar eine Semmel an und begann zu essen. Das ward dem Derflerknecht zu dumm; Krutzitürken, begann er zu wettern, was ist's denn, Toni!? Toni laute seinen Bissen Semmel zu Ende, schluckte, trank, schluckte wieder, wischte sich den Mund ab und begann, indem er lächelte:

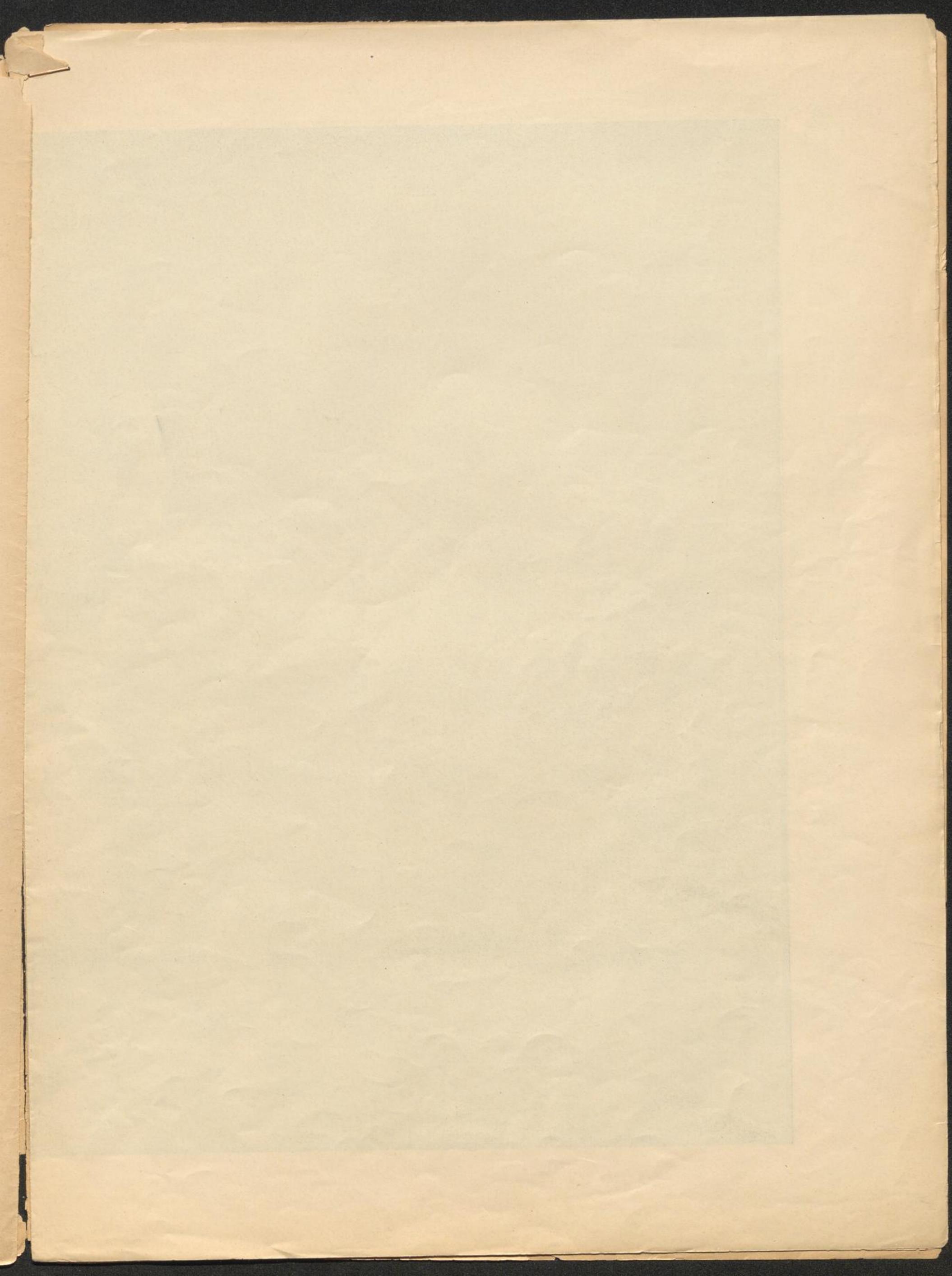
Lustig war's, wirklich lustig. Denkt euch, der Graf v. Habergassen, der große, stolze Herr, der bald mit allen Bauern, sogar mit ein paar von uns prozessiert hat, der alle Prozesse gewonnen hat, dem kein Bauer scherbauern zu dumm; Krutzitürken, begann er zu wettern, was ist's denn, Toni!? Toni laute seinen Bissen Semmel zu Ende, schluckte, trank, schluckte wieder, wischte sich den Mund ab und begann, indem er lächelte:

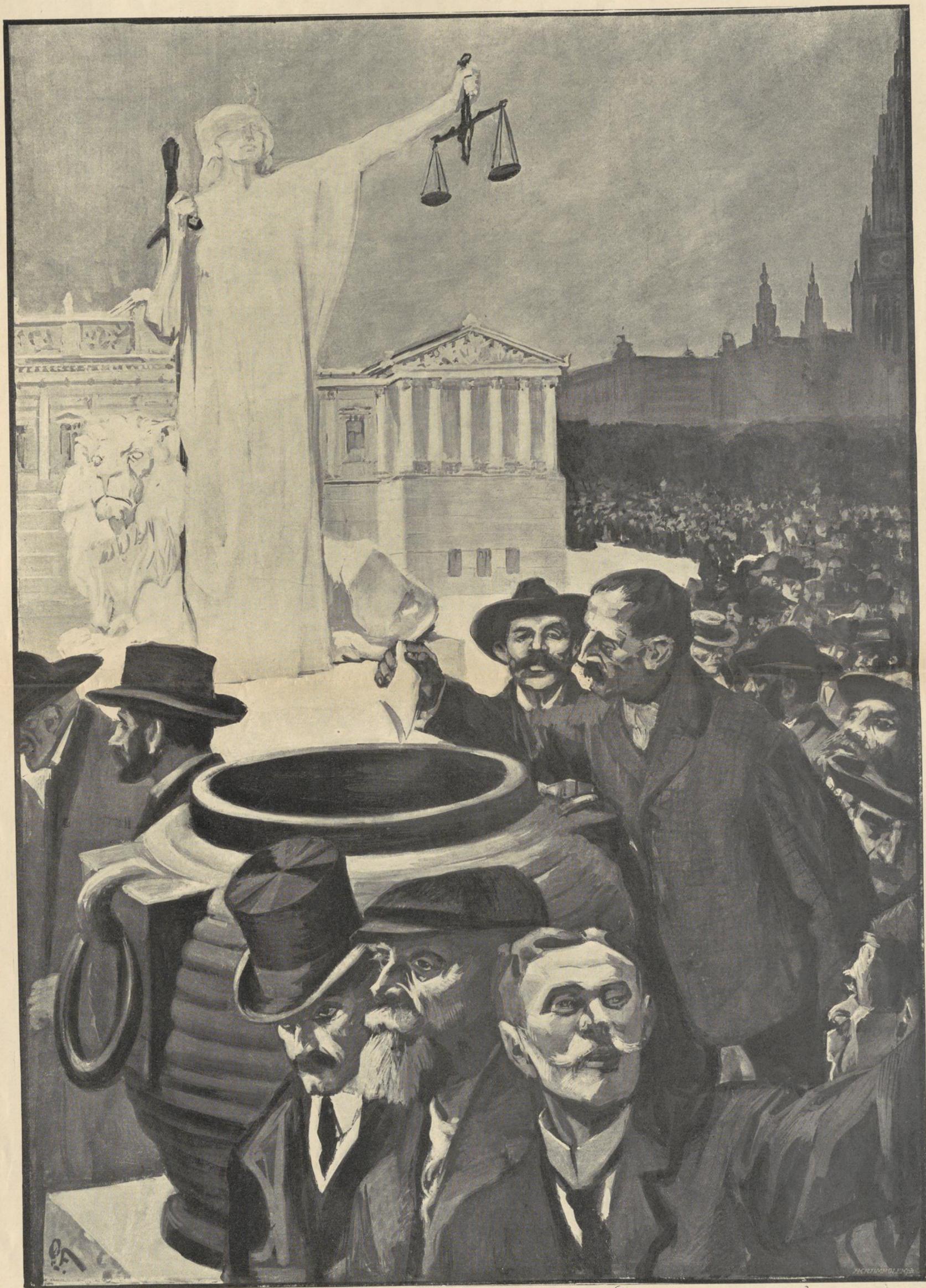
Lustig war's, wirklich lustig. Denkt euch, der Graf v. Habergassen, der große, stolze Herr, der bald mit allen Bauern, sogar mit ein paar von uns prozessiert hat, der alle Prozesse gewonnen hat, dem kein Bauer scherbauern zu dumm; Krutzitürken, begann er zu wettern, was ist's denn, Toni!? Toni laute seinen Bissen Semmel zu Ende, schluckte, trank, schluckte wieder, wischte sich den Mund ab und begann, indem er lächelte:

Wastelbäuerin sagen, wenn der Toni nach Hause komme, soll er gleich ins Wirtshaus kommen, die Leute seien neugierig, was es in Habergassen mit dem Grafen gegeben habe.

natürlich. Aber dabei erzählt so mancher auch, was er für ein gutes Herz fürs Volk, besonders für das Landvolk und die Arbeiter der Fabriken hat. Der denkt sich dabei zweierlei. Kann er das neue Wahlrecht verhindern, so ist's besser, dann bleibt ihm das Vorrecht und er kann weiter tun, was ihm frommt; wird's neue Wahlrecht Gesetz, dann kann er den Leuten sagen: „Wählt mich, denn ich hab' ja immer gesagt, daß ich ein Herz für euch hab'.“

In der Art ist fortgeredet worden, erzählte der Toni weiter. Ein End' hat das erst gehabt, als das Amt aus war und die Leute aus der Kirche gekommen sind. Da war auch ein Gedränge im Wirtshaus. Alles hat durcheinandergeredet, heimlich und laut, ab und zu ist's aber ganz still worden, weil man geglaubt hat, der Graf wäre gekommen. Auf einmal war er wirklich da, ganz allein, nicht einmal der Verwalter war bei ihm. Mäuserstill ist's worden, die Leute haben ihm Platz gemacht. Er ist so in der halben Gaststube stehen geblieben und hat umher geschaut. Da sieht er den Leitenbauern stehen. Auf den geht er zu. Der Leitenbauer steht da, als wie der Delinquent vor dem Richter. Doch der Graf ist freundlich, hält ihm die Hand zum Gruße hin, die aber der Leitenbauer sich nicht anzurühren traut, und sagt: „Nun, Herr Leitenbauer, wie geht's denn? Ist die Frau wohl, ist in der Familie alles gesund? Mit dem Vieh seid Ihr ja glücklich, so viel ich weiß.“ Der Leitenbauer hebt den Kopf, schaut dumm drein, denn er hat kein Weib, das ist ihm vor einem Vierteljahr gestorben, Kinder haben sie keine gehabt und innerhalb vierzehn Tagen war ihm erst ein Koff und dann eine Kuh hingeworden. Er sagt aber doch: „Danke der Nachtrag“, aber sonst nichts. Dabei ist ihm die Mäten ins Gesicht gestiegen, weil er gesehen hat, wie die Bekannten umundum das Lachen verbeissen. Der Graf muß die schmunzelnden Gesichter und die Verlegenheit für sich gut gedeutet haben, denn er hat noch freundlicher geschaut. Nachdem aber der Leitenbauer nicht zum Reden kommen ist, hat er so über dessen Kopf hinweg gefragt: „Da ist ja heute die Verabredung wegen des Viehkauftriebes auf die Alm? Ich möchte gerne dabei sein. Es läßt sich ja manches im guten regeln, was sonst zum Streit führt. Ein magerer Vergleich ist immer besser als ein fetter Prozeß.“ Da meldet sich ein Bauer: „Umgekehrt wär's aber noch besser“, meint er. Die Leute sichern still. Doch der Graf scheint das nicht verstanden zu haben. Eine Zeitlang war es still, dann aber sagt der Grafenbauer, der Alnmeister ist und erst schon die Leut' zur Almbesprechung zusammengesucht hat, ganz





Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand.

Gratisbeilage zur Maildirift 1906

Das gleiche Recht.

~ ~ Nach einer Zeichnung von Otto Friedridt. ~ ~

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

mühten. Gegen 50.000 Bewaffnete mit 8000 Soldaten, deren Treue noch dazu zweifelhaft war, zum Widerstand unfähig, unterwarfen sich schließlich die Herrschenden vollständig dem Willen des Volkes. Noch in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai wurden alle seine Forderungen zum Gesetz: das Einkammersystem, die zensurlose Wahl, die wiederhergestellte politische Organisation der bewaffneten Bürger. In einer späteren Verfügung wurden auch die Arbeiter in das Wahlrecht aufgenommen. Die Demokratie hatte einen uneingeschränkten Triumph über die Mächte der Autorität davongetragen.

Darüber sind nun fast 60 Jahre verfloßen. Und diese ganze zwei Geschlechtsfolgen umfassende Zeit: wie weit weg, wie weit zurück hinter den Errungenschaften jenes Tages hat sich die Geschichte Oesterreichs bewegt! Damals hatte das Volk das allgemeine und gleiche Wahlrecht und alle Bürgerchaften einer parlamentarischen Regierung gewonnen: die tiefsten Erregungen und unfähliche Mühen zweier Generationen gehen seither nach demselben Ziel. Es ist, als würden wir uns im Kreise bewegen nach dem Punkte hin, der schon einmal ruhmvoll erreicht worden, als sei all unser bestes Streben nur ein Sorgen und Trachten, schon Befessenes wiederzuerobern. Und doch ist es nicht so und Unendliches scheidet uns, die wir jetzt den Kampf um das gleiche Wahlrecht führen, von jenem Tag, wie glänzend sein Bild uns vor der Seele stehen mag. Damals war's das plötzliche Aufwallen, das großherzige Emporschnellen des Entschlusses einer Stadtbevölkerung, welche die allgemeine Woge einer Weltrevolution weit über das Niveau des in den tatsächlichen Machtverhältnissen und in dem Geiste der Volksmehrheit bezeichneten politischen Zustandes erhob. Das siegreich Errungene dauernd zu behaupten, fehlte die Kraft — und nicht die Kraft allein. Denn das allgemeine und gleiche Stimmrecht und alle Grundsätze der Demokratie wurden nicht bloß von der Gegenrevolution zertrümmert, sondern als die Männer, die einst mit wehendem Federhut am 15. Mai gekämpft, das spätere konstitutionelle Oesterreich ausbauten, da waren sie die Eifrigsten im Aufrichten und Fest-

halten aller denkbaren Schranken gegen die reine und wahre Volksgewalt. Im Kurienystem führte das österreichische Bürgertum ein treues Ebenbild seiner ängstlichen Eingeschränktheit, seiner Abhängigkeit von bürokratischer Bevormundung und seiner klassen- und kastenmäßigen Engherzigkeit.

Will man also in der Wahlrechtsbewegung der Arbeiter, die in den gewaltigen Kampf der letzten Monate mündet, eine Erfüllung der Ideen, Hoffnungen und zeitweilige Erfolge des Jahres 1848 sehen, so kann das Wort nur in dem Sinne gelten, wie der Mann die Träume und Spiele der Kindheit erfüllt und verwirklicht. Die Gleichheit der Ausdrücke macht es nicht. Was im Sturmjahre für die einen die übernommene Parole war, für die anderen ein halbverstandenes Idealbild und selbst für die Besten nichts als konstitutionelle Form, das wächst jetzt erfüllt und lebendig aus den Notwendigkeiten des proletarischen Daseins heraus. Die Arbeiter, die am 15. Mai im Vorkampfe standen, schlossen sich den Studenten und Gardisten an, weil sie nach der Stimmung der unterdrücktesten und entrechteten Schicht den radikalsten Forderungen stets sich zuwendeten. Die Arbeiter von heute haben Drang und Verlangen nach dem allgemeinen Wahlrecht nirgends außer sich gefunden, sondern nur Mißtrauen und Furcht vor aller echten Volksherrschaft. Selbst und aus sich heraus haben sie die Idee des gleichen Stimmrechtes neu geboren, auch geistig diese demokratische Erbschaft erworben, um sie zu besitzen. Sie erst haben die Völker Oesterreichs aus dem Banne einer künstlichen mit den fiktiven Werten des Kurienwahlrechtes wirtschaftenden Politik gerettet, sie erst die Lüge des Privilegs, in die unser ganzes politisches Dasein versenkt war, zerichlagen und zum Hohn und Spott gemacht, was in seiner ganzen Lumpenherrschaft unangestasteten Ansehens sich erfreute. Das gleiche Wahlrecht und die in dem gleichen Wahlrecht eingeschlossene Souveränität des Volkes, die wenigstens als lebendig wirkender und verbender Gedanke auch ideell mit der Revolution verschollen waren, mußten von den Arbeitern nicht nur erkämpft, sie mußten sozusagen wiederentdeckt werden.

Und so ist das gleiche Wahlrecht bei uns zu einer proletarischen Sache geworden, und zwar auch in dem anderen, tieferen Sinne. Im Ringen ums Wahlrecht ist die österreichische Sozialdemokratie geworden, was sie heute ist: nicht bloß eine Partei, sondern eine schlagfertige politische Heeresmacht, die ihre Kriegstüchtigkeit in hundert Schlachten erprobt und gestählt, die, wie kaum eine andere, gelernt hat, bestimmte Ziele im praktischen Handeln zu verfolgen und an jedem entscheidenden Punkte die gesammelte sieghaft durchschlagende Kraft zu vereinigen. Im Kampfe ums Wahlrecht hat sie über alle Schranken der Länder und Nationen des vielgestaltigen Reiches die gesamte Arbeiterchaft in die Reihen ihres Heeres gezogen. So hat der lange mühevollste Kampf um das höchste politische Recht zugleich dazu gedient, in der Arbeiterchaft der Völker Oesterreichs das Wesen der proletarischen Partei rein herauszugestalten. Im schmerzvollen Suchen und Ringen nach Gleichberechtigung hat der Entrechtete sich selbst als den siegreich streitenden Helden des proletarischen Befreiungskampfes gefunden.

Karl Leuthner.

Im neuen Hause.

Eine Plauderei.

Wir haben es noch nicht, das neue Haus. Unsere Maifeier ist in diesem Jahre noch keine Siegesfeier, sondern so recht der Ausmarsch zum letzten Entscheidungskampfe. Jetzt heißt es erst recht: Nehmt alle Kraft zusammen, denn es gilt die letzte Schlacht, aus der wir anders nicht heimkehren dürfen denn als Sieger!

O so leicht gibt sich die selbststüchtige Machtgier der Bevorrechteten nicht geschlagen, die Dummheit und das Vorurteil nicht überwunden! Lange genug wohl stehen wir im Feld, es nicht ist zu viel gesagt, wenn wir unseren Kampf den fünfzigjährigen Krieg um das Volksrecht nennen und noch ist die letzte Entscheidung nicht gefallen! Welch ein zäher, eiserner Feld ist doch dieses Proletariat — die Geschichte kennt kaum seinesgleichen.

untertänigt zum Grafen, daß die Besprechung oben im Tanzzimmer sein wird, weil ja die anderen, die kein Almrecht haben, dabei nichts zu tun hätten. Der Graf sagt: „Ja so. Aber,“ und da wendet er sich an alle, „nachdem schon so viele da sind, will ich auch an euch ein paar Worte richten.“

Wieder ist es mäuserstill geworden, der Graf stellt sich in Positur und sagt dann: „Ihr wißt, meine Lieben, daß jetzt eine aufgeregte Zeit ist. Gewaltige Aenderungen in den politischen Machtverhältnissen sollen eintreten, eines der wichtigsten Rechte, das Wahlrecht für den Reichsrat, soll zugunsten der Arbeiter, der Tagelöhner und Knechte, geändert werden. Die bisher zur Reichsratswahl Auserlesenen, die Bürger und Bauern, die Steuerzahler und auch wir, die Besitzer der landwirtschaftlichen Güter, sollen gewissermaßen deklassiert werden. Das Wahlrecht will man ganz gleich machen, jeder Knecht und Fabrikarbeiter soll mit dem Bürger und den Bauern gleichgestellt werden und auch mit uns, dem Adel, der Jahrhundertlang hindurch dem Staat und dem Kaiser hervorragend gedient hat und dessen Vertreter stets in treuer Fürsorge für das Wohl des Volkes eingetreten sind. Die Tausende und Abertausende Leute, die von der Hand in den Mund leben, denen weder Besitz noch Gott etwas gilt, die lieber zehn Gulden durch die Kehle rinnen lassen, als einen Gulden ehrlich erarbeiten.“

Weiter kam der Herr Graf nicht, denn der Maschinist von der Holzschleife rief: „Oho!“ und das brachte den Grafen aus der Fassung. Bevor er recht zu sich gekommen war, stieg der Maschinist auf einen Stuhl und verwahrte sich gegen diese Beschimpfung der Arbeiter. Er fragte, wer dem Grafen die Tausende von Gulden verdiene, die er verbraucht. Und nachdem er auf das verwiesen hatte, was der alte Fellnerbauer über die Behandlung der Bauern durch die Gutsherrschaft zur Zeit der Robot und des Zehnten oft erzählt hatte, daß man damals nicht von lieben Bauern sprach, sondern den Unbotmäßigen einfach auf die Bank legte und Stockfische gab. Dann fragte er die Bauern, wie ihnen in der neueren Zeit die Gutherzigkeit des Verwalters und des Forstpersonals des Herrn Grafen anschlügt. „Die Arbeiter,“ sagte er zum Schluß, „die der Herr Graf so herabsetzt, sind es, Bauern, die den Kampf für das gleiche Wahlrecht begonnen haben und auch zu Ende führen werden. Für euch handelt es sich da um die Frage, ob das Vorrecht der Adelligen, die heute mehr als tausendmal so viel Recht haben als ihr, beseitigt werden soll, und die Arbeiter, die ja Blut aus eurem Blute sind —

wer sind wir denn anders als Bauernkinder? — das gleiche Wahlrecht mit euch haben sollen. Nur wer dafür ist, daß das Grafenrecht und das ungleiche Volksrecht weiter besteht, kann gegen das gleiche Wahlrecht sein. Ihr habt zu wählen zwischen zwei Bundesgenossen: den Adelligen und uns, den Arbeitern!“

Alle hörten den Maschinisten aufmerksam an, und als er zu reden aufgehört hatte, sagten viele, der hat recht. Der Graf war aber hochrot geworden im Gesicht, er hatte mehrmals gebrummt. Als der Maschinist ausgerebet hatte, stellte er sich wieder in Positur und sagte: „Meine Herren! Ich habe nie um die Gunst des Volkes gebuhlt. Aber ich fühle mich verpflichtet, in Folge meiner Stellung im Staate, als geheimer Rat unseres erhabenen Kaisers, vor dem Umsturz zu warnen. Kann ich ihn nicht verhindern, so ist es meine Aufgabe, seine Folgen abzumildern. Nehmen wir an, der Umsturz kommt, das gleiche Wahlrecht wird Gesetz. Wollt ihr dann von Fabrikarbeitern in der Gesetzgebung vertreten sein? Wir alle, die an dem Bestehen des Besitzes interessiert sind, müssen uns selbst für diesen Fall schon zeitlich zusammenschließen. Auch ich schließe mit einer Frage wie der Mann vor mir: Wenn ihr bei den kommenden Wahlen zwischen ihm, der gewiß ein Fabrikarbeiter ist, und mir, dem adeligen Landwirt, zu wählen habt, wen werdet ihr als euren Vertreter wählen?“ „Den Herrn Baron Mayer!“ rief einer, und gleich darauf riefen alle: „Den Baron Mayer, den Baron Mayer!“

Der Toni hielt im Erzählen inne, trank einmal, denn es war ihm warm geworden. Man ließ ihm aber nicht lange Zeit. Gleich fragte einer: „Na, und was sagte der Graf dazu?“ Was der Graf dazu sagte, fuhr Toni fort, der — der wurde erst noch röter, als er war, dann wurde er blaß und rief: „Ich habe es mir ja gedacht, euch kann nur ein Wunder Vernunft beibringen.“ Kaum hatte er das Wunder heraufgeholt, so lachten alle aus vollem Halse. „Ein Wunder, ein Wunder,“ sagten sich die Leute, „ein Wunder ist ja schon geschehen. Der Herr Graf ist zu uns ins Wirtshaus gekommen, das ist ja ein Wunder.“ Der Graf hörte das, aber der Sinn war ihm nicht klar. Jernrot über das „ordinäre Gelächter“, wie er brumnte, ging er zur Tür hinaus. Draußen stellte sich ihm der Grassenbauer in den Weg und machte ihn aufmerksam, daß die Umbesprechung oben beginne; der Herr Graf sei untertänig gebeten, hinaufzukommen. Der kam schon an. „Laßt mich!“ sprudelte er ihn suchstufenwild an. „Ihr wißt, das ist Sache meines Fortwärters, damit habe ich nichts zu tun. Adieu!“

Wie der Graf fort war, lachten die Leute erst recht unbändig. Der Diskurs wurde dann immer lauter und da dachte ich mir, mußst auch ein paar Worte sagen. Ich sagte: „Wißt, nach dem, was jetzt war, müssen wir auch einig sein darüber, ob wir für das Grafenwahlrecht oder für das Arbeiterwahlrecht sind. Ich bin für das Arbeiterwahlrecht. Daß wir Bauern zum niederen Volk gehören, das haben uns der Graf und seinesgleichen immer merken lassen. Und deshalb stehen wir auch zu ihm, obendrein, weil's uns ja diesmal ganz sicher selbst nützt. Ich glaube sonst nicht an Wunder. Aber, wie wir gesehen haben, ist das gleiche Wahlrecht wirklich ein besonderes Wunderding. Es treibt die Grafen zum gemeinen Volk ins Wirtshaus, es bringt sie sogar zum Reden, es macht sie vor dem Volk furchtsamer als vor dem Kaiser und macht sie geheimer, wie der Kaiser selber ist. Er hat ja gesagt, der Graf, als geheimer Rat des Kaisers müsse er gegen den Umsturz, den das gleiche Wahlrecht bringen würde, warnen. Wir wissen aber, daß der Kaiser selber für das gleiche Wahlrecht ist. Ich bin für dieses Wunderding. Wer mit dafür ist, der sage es. Wißt, alle Habergassen und die sonst noch da waren, haben da darauf die Hände aufgehoben und geschrien: „Wir auch alle!“

Und jetzt, Pfaffinger, bin ich fertig mit dem Erzählen und frage euch: Seid ihr für das Grafenwahlrecht oder fürs Wunder, das gleiche Wahlrecht?“ „Fürs Wunder!“ schrien alle, nahmen die Gläser zur Hand und tranken sie nach einem „Bravo Toni!“ leer. Der . . . Knecht hatte die Red' wieder gefunden, er erstikte nicht mehr im Lachen. Ganz ernst sagte er: „Bauern und Kameraden! Ich bin zwar nur ein Knecht, aber doch auch ein Mensch wie alle, die Gott erschaffen hat. Aber ich sage euch: Schlecht ist es schon genug für uns alle. Die Grafen haben es nie besser gemacht. Probieren wir es mit dem Wunder, dem gleichen Wahlrecht. Bringt es die Grafen so weit wie den v. Habergassen, so bringt es sicher auch dem Lande und uns eine Besserung. Hoch das gleiche Wahlrecht!“

Hoch! Hoch! und wieder Hoch! riefen die Pfaffinger. Hoch das Wunder!

Daß das Wunder am selben Tage noch einige andere Wunder im Gefolge hatte, brauch' ich nicht mitzuteilen. Mancher Pfaffinger wußte am Morgen nicht ganz genau, wann er in der Nacht heimgekommen ist.

Worum aber ringen wir? Ist der Sieg der unfählichen Mähen und unzählbaren Opfer wirklich wert? Was wird sich geändert haben, wenn endlich die Tore des Parlaments weit geöffnet sind und das Volk im hohen griechischen Saale durch seine Vertreter Platz nimmt?

Gar mancher von den Genossen sah das eine oder andere Mal in diesen letzten zehn Jahren auf der Galerie und schaute hinab auf den wüsten Haufen schreiender, schimpfender, ringender Abgeordneter, schaute hinab in die gähnende Leere namentlicher Abstimmungen. Und er ging heim — enttäuscht und traurig, unmutig und verzweifelt. Wenn sie arbeiteten, welche kläglichen Resultate gab diese Arbeit: man beriet über Wasserstraßen, die nicht gebaut werden, über den Befähigungsnachweis des Handwerks, über das Verbot, mit Blumen zu haufieren, über das Maßnehmen der Schneider! Das waren die großen Aktionen. Aber wenn sie wirklich kämpften, wenn die Leidenschaften aufeinanderstießen, wenn sie das vertraten, was sie ihre heiligsten Güter nennen, dann blieb das Herz des Zuschauers eisig kalt.

Wird es im neuen Hause anders sein? Segen wir uns hinauf auf die Galerie und sehen wir uns das Getriebe näher an. Sofort fällt uns auf: So viele alte Bekannte sehen wir, die Führer aller Parteien sind dieselben wie früher, das Gefolge aber hat schon stark gewechselt. Nur die alten Grafen sehen wir nicht alle, kaum einen oder den anderen. Aber siehe da, der stolziert nicht hochmütig einher, behandelt den bürgerlichen Abgeordnetenpöbel nicht von oben herab wie der verfloßene Stürgkh oder Palfy. Er kam nur ins Haus, weil er zuerst beim Ebenhoch, Lueger, Pacal oder Derschatta und dann in den Wählerversammlungen beim Volke bescheiden vorgesprochen hat — er ist Gefolgsmann der bürgerlichen Parteiführer, und der Leher klopf ihm ermunternd auf die Schulter, wenn der Graf mit saurem Schweiß eine volkstümliche Rede ausgearbeitet hat: „Nur nicht den Mut verlieren, Graf, nur fleißig lernen, Bücher lesen und agitieren, dann können Sie noch ein ganz leidlicher Abgeordneter werden. Nur das Durch-die-Nase-reden, das gewöhnen Sie sich ab, das schadet Ihnen.“

Einige der Altfeudalen haben vom Sternberg gelernt und sind — Bauernführer geworden; aber ihr Parteihaupt, der Beschta zum Beispiel, sieht ihnen scharf auf die Finger!

Die Handelsstammler sind auch nicht da. Ihr habt sie nicht gekannt? Mein Gott, sie waren zeitlichen Leisetreter, die bei den Ministern und im Abgeordnetenhaus jede Rede einleiteten: „Wir bitten tausendmal um Entschuldigun, daß die Industrie auch auf der Welt ist — sie will ja durchaus einer hohen Beamtenhaft und hochwürdigen Geistlichkeit, dem hohen Adel und dem sehr geschätzten Klein-gewerbe nicht den Rang streitig machen, sie wird sehr dankbar sein, wenn sie bei der Tür stehen bleiben und bloß die Steuern hereinwenden darf.“ Wir haben jetzt eine wirkliche Industriepartei — das sind Kerle! Dort der Chiari — er ist mit Kramat ein Herz und eine Seele! — wie hat er jüngst gesagt? Die Industriellen sind die Kapitäne der Volkswirtschaft, die Gegenwart und die Zukunft des Staates, die Moderne der Gesellschaft! Wir zahlen drei Fünftel der Steuern — uns gebührt die Führung, der Primat im Staate!

Donnerwetter! Aber die Christlich-Sozialen sind eine gewaltige Schar geworden — Lueger hat ohne Zweifel sein Geschäft gemacht! Doch — etwas kleinlaut sitzt er da, und die anderen auch. Der Gehmann ruft giftig — Habt ihr's verstanden? Er meint: „Wir ist's, als ob mir das Maul verbunden wäre!“

Es sind so vielfach dieselben Menschen, aber die gleichen sind sie nicht. Wie bedächtig man von hoch und nieder spricht! Ein paar versprengter Arbeiter hat jeder zu Wählern und also heucheln alle eine immense Hochachtung vor dem Arbeiterstand.

Und diese Stichwahlen! Sie haben Tiger zu Lämmchen gemacht und Lämmchen zu Tiger. Da ist ein Christlich-Sozialer, der gegen einen bornierten Alldeutschen gewählt worden, und zwar nur, weil der Alldeutsche die Arbeiter ein nationsloses Gesindel geheißen hatte und bei den Stichwahlen dafür geächtigt werden mußte — der Mann macht jedesmal vor Pernerstorfer einen Knix. Dort dieser Liberale ist ein wütender Kulturkämpfer, der jedesmal das Kultusbudget zu streichen beantragt, nur weil er auf unsere Stimmen bei den Stichwahlen angewiesen ist! Er hat Angst, seine kapitalistischen Neigungen könnten unseren Genossen doch unerträglich werden, wenn er sich nicht anderwärts in ihr Herz hinein-schreit. Dem ist die Sozialdemokratie viel zu wenig antikerikal, viel zu sehr auf so „nebensächliche“ Dinge wie die Altersversorgung verfaßt.

Es ist wirklich ein neues Haus — die Wölfe sind Lämmchen und die Lämmchen sind Wölfe geworden. Und artig ist man, gelehrt tut man — es ist nicht zum aushalten. Wir das kommen mag?

Ja, wie das kommt! Der Abgeordnete sitzt da in Wien und daheim in seinem Wahlbezirk geht die politische Arbeit fort. Weiß man, was geschieht? Die Wahlbezirke sind so entsetzlich klein gegen früher, die Wähler kennen sich besser und jeder, der an einem Orte des Wahlbezirks auftritt, ist sogleich allen bekannt. Diese kleinen Wahlbezirke und doch überall eine oder zwei Gegenparteien und allüberall diese ver-

damnten Arbeiter, die kritisieren und das Bürger-tum aufmischen wie die Hechte den Karpfenteich! Sie sind ja Mitwähler und kraspen allmonatlich ein paar Wähler weg. Was das nur einen solchen bürgerlichen Abgeordneten kostet! Der Industrielle X. mußte dieser Kritik einen Damm setzen, aber wie konnte er das? Er stiftete eine Kinderschulstube und ein Heim für invalide Arbeiter, nur um die noch indifferenteren für ein paar Jahre sich ergeben zu erhalten. Ueberhaupt, was jetzt in gefährdeten Bezirken für das Volk gestiftet wird — das läßt sich kaum schildern.

Si, wie der Dzeduszieli bescheiden geworden! Und wie selbstbewußt die Demokraten des Polenklubs auftreten, sie scheinen hochachtbare Kerle und es ist für Tschechen und Deutsche wirklich keine Schande, mit dieser polnischen Bürgerpartei gelegentlich zusammenzugehen. Mit der Schlachta aber? Pfu! Doch halt — was ist's denn mit unserem Nationalitätenstreit?

Nein, ist das merkwürdig! Die Deutschen haben gewählt und haben bei der ganzen Wahl keinem Tschechen begegnet — sie haben im Wahlkampf fast gar ein Abgeordneter bekommen, der hier im Hause den ersten „Böhm“ gesehen und erst hier erfahren hat, daß es eine böhmische Frage gibt! Er ist ein Agrarier und hat mit einem Sozialdemokraten einen furchtbaren Wahlkampf auf „Kornzoll“ und „Zukunftstaat“ ausgefochten und der Kornzoll ist Sieger geblieben, weil der Mann furchtbare Fäuste und Lungenflügel hat.

Sie doktern da unten noch immer an dieser Frage herum, aber sie kommen jetzt so schwer dazu! Ich bitt' euch, es gibt so viele dringende Geschäfte in dieser Woche, in dieser Session — diese Woche, eine Session wird doch diese verdamnte Sprachenfrage noch Zeit haben? Ueberhaupt, man muß sie gründlich anfassien und die Doktoren, die in den Verfassungsausschuss gewählt sind, arbeiten wirklich ernsthaft im Schweize des Angeichts. Es gibt dort vier Gruppen zu je sieben Mann. Was herauskommen wird, ist noch völlig ungewiß, aber sicher kriegen wir etwas, und zwar etwas ganz Appartes, was uns niemand in Westeuropa nachmacht.

Aber — ich habe euch noch gar nicht unsere Genossen gezeigt: Da drunten, auf der Neuesten Linken sitzen sie: ein respektabler Trupp! Graf Wetter, der Expräsident, der nebenan in der Herrenhausloge sitzt, meint, sie seien die „Peitsche des Hauses“, ebenso wie wir draußen die Hechte im Wählerrecht sind. Diese Peitsche treibt den Gaul immer weiter. Es geht vorerst langsam, aber es geht. Die Altersversicherung ist im Ausschuss, das Preßgesetz ist fertig, ein neues Vereins- und Koalitionsrecht am Wege. Um die Schule wird fürchterlich gekämpft, aber in aller Höflichkeit. Und sonst? Was noch — ich glaube, es ist genug für den Anfang.

Ja wären wir schon bei diesem Anfang! Wie gerne würde ich weiter den Mentor spielen, aber noch gilt es den Kampf! Noch steht das Kurienparlament, noch herrschen die adeligen Cliquen, noch tobt die Selbstsucht der Bevorrechteten in dem Hause, das dem Volke gehört, und hindert jede Arbeit zur Wiederaufrichtung des Landes, zur Befreiung des Proletariats; noch lesen wir voll Ingrimm Worte der Anmaßung gegen das Volk, Worte törichter Verblendung über die Verderblichkeit des allgemeinen Stimmrechtes, über die Unreife des Volkes zur Selbstregierung. Und diese Worte hören wir aus dem Munde jener, welche das Parlament selbst bis an den Rand des Verderbens gebracht haben. Diese hinausbefördert zu haben, wird allein schon der Kampfmühen wert sein. Dann ist die Bahn frei und die österreichischen Wölfe werden auf ihr zu den Zielen streben, zu denen sie die Kraft und Begabung besitzen. Wenn einmal das Volk in den Sattel gehoben ist, zu reiten wird es verstehen. Herunter vom Pferd die Privilegierten — das ist vorerst unsere Aufgabe. D. W. Payer.

Der konstitutionelle Zarismus.

Mit unauslöschlicher Schrift ist die Erinnerung an den 30. Oktober 1905 in unserer Seele eingetragener. Als damals die Nachricht durch die Welt flog, in Rußland sei die Konstitution proklamiert worden, welcher Jubel drang da durch aller Herzen! Nichts stand doch fester und unerschütterlicher im Bewußtsein und Gefühl der Menschen als das Grauen und der Schrecken der russischen Selbstherrschaft. Die Allgewalt des Zaren, die hoffnungslose Sklaverei und erniedrigende Rechtlosigkeit der mehr als hundert Millionen seiner Untertanen, die Willkür der russischen Polizeigewalt, die Tücke und Niedertracht des Spitzelwesens, die Entsetzlichkeiten Sibiriens und wieder die in Not und Tod bewährte Heldenhaftigkeit russischer Freiheitskämpfer, die Aufopferungsfähigkeit jener

edlen Männer und Frauen, die immer die Fahne aufnahmen, wo sie der Hand des Sterbenden oder in den Bergwerken Sibiriens lebendig begrabenen Vorgängers entsunken war: von Kindheit auf waren diese Vorstellungen des Schreckens, diese mächtigen Bilder mit unserem Denken verschmolzen. Und nun alles dies verfliegen wie ein trüber Traum und die Sonne der Freiheit erscheint in goldenstem Morgenrot über dem Horizont eines Reiches, das eine Welt ist — eine Welt für sich und hundert in Dumpsheit der Knechtschaft schlummernde Völker in seinen Grenzen birgt, die jetzt heiter und beglückt zum Leben erwachen.

Wie hat diese Nachricht Glück und Begeisterung in unsere Seelen gegossen; sie gab sogar dem politischen Leben der Völker des Westens neue mächtige Antriebe, und befeuerte im besonderen die Arbeiter Oesterreichs die lange getragene Fessel des Unrechts endlich abzustreifen. Und doch war zuletzt alles nur eine Täuschung. Mascher ist nie ein Blütentraum verweilt als der der russischen Freiheit. Kaum waren die prahlenden Worte des Manifests verklungen als der Zarismus zu neuen Anschlägen die Kräfte sammelte. Die ersten Wochen, solange die Angst von dem allgemeinen Streik her ihnen noch in den Gliedern lag, hielten sich die Schergen des Absolutismus zurück. Doch als die befürchteten neuen Schläge ausblieben, faßte die regierende gegenrevolutionäre Verschwörung Mut. Im Vertrauen auf das Wort des Zaren waren die Landflüchtigen nach Rußland zurückgekehrt, hatten sich Zeitungen, Organisationen und Parteikomitees ans Licht hervorgewagt. Das Unerhörte wurde Wahrheit. Die Seele Rußlands schien entriegelt.

Doch was wir für das erste Erstarken der Freiheit hielten, für das erhabene Schauspiel eines in Selbstbewußtsein und Selbstverantwortung seine Angelegenheiten erfassenden Volkes, das stellte sich alsbald als eine ungeheure Lockpigelei heraus. Die Stifter der Konstitution, Witte und Genossen, lauerten auf den Augenblick, wo sie die in frohem Vertrauen schaltenden Parteien überfallen könnten. Sozialisten und Demokraten meinten ihre Ideen ins Volk hinauszutragen, indem sie in Schrift und Rede werbend hervortraten, in der Tat vollzogen sie bloß ihre Selbstanzeige vor der Polizei. Diese ließ sie ruhig sich sammeln und verammeln und überrumpelte mit Schurkentücke Redakteure, Schriftsteller, Parteifunktionäre, Arbeiterdeputiertenräte: alles verschwand in wenigen Wochen hinter den Kerkergittern. Ein unerhört glücklicher Fang. Gold und Verrat hätte auch den hundertsten Teil derer nicht zustande gebracht, die jetzt der Segen der konstitutionellen Grundgesetze und des befreiten Wortes in die Hände der Schergen lieferte.

Diese namenlose Niedertracht, ohne Beispiel in der neueren Geschichte, war aber nur das erste Glied einer unendlichen würgenden Kette von Schurkereien mit denen der Zar und seine Henker die Freiheit von neuem fesselten. Die Massenverhaftungen hatten nicht bloß den Zweck, die radikalen Parteien ihrer Führer und Vertrauensmänner zu berauben, sie sollten zugleich die Revolutionäre zu Ausbrüchen der Verzweiflung hinreißen und so Gelegenheit und Vorwand bieten, ein Regiment der blutigen Unterdrückung einzurichten. Das seine Pländchen gelang. „Laissez faire“ (man ließ es geschehen), antwortete kürzlich mit vollendetem Zynismus der Admiral und Generalgouverneur Dubassow, als er um die Ursachen der Moskauer Revolution befragt wurde. Sicherlich die Revolutionäre konnten nicht anders als zum bewaffneten Aufstand schreiten, wenn sie nicht widerstandslos die Gewaltamkeiten der Gegenrevolution über sich wollten ergehen lassen.

Es war ein Kampf der Ehre, der Not, der Verzweiflung — auf ihrer Seite, auf der Seite der Regierung aber ein Herauslocken des Gegners zum ungleichen Ringen, um ihn sicherer vernichten zu können. Nur die Feigheit Dubassows und seiner Soldaten während der Revolutions-tage steht auf gleicher sittlicher Stufe mit der blutdürstigen Grausamkeit und niedrig gemeinen Henkerlust, mit der die siegreichen Gouverneure und Offiziere darauf in den Reihen der Freiheitskämpfer wüteten.

In Moskau nahm das Morden seinen Anfang, über Sebastopol, Kiew, die Landschaften von

Saratow, Kurland, die Ostseeprovinzen, Kaukasien und Sibirien setzte es sich wochen-, monatelang fort. Ein blutiger Strom von Mord und Verwüstung ging über das Land hin. Tod und Zerstörung in den Straßen, Häußern in den Gefängnissen, Massenhinführungen und Massenauspeisungen auf dem Lande. Ganze Dörfer wurden in Asche gelegt, ganze Gemeindefschaften mit tausender Nagaika halb zu Tode gepeitscht, Kriegsgerichte flogen von Ort zu Ort. Seit die ungezählten Scharen der goldenen Horde in tierischer Wildheit über die sarmatische Ebene dahingeraht, hat dieser Boden nicht wieder so viel Taten des Entsetzens, entfesselter Grausamkeit gesehen — nicht in den trübsten Tagen Alexanders III., nicht unter Plehwe.

Aber völlig hinter den 30. Oktober zurückzugehen, das Manifest ungeschehen zu machen, die Selbstherrlichkeit und damit die kontrolllose Allgewalt der Bureaucratie wieder herzustellen vermögen die Durnowos dennoch nicht. Und zwar schon darum nicht, weil der Zarismus, dessen wirtschaftliche Existenz darauf begründet ist, daß die Ausbeutung des Volkes durch die Beschwindelung der europäischen Gläubiger ergänzt wird, keinen Heller und keinen Pfennig im Auslande mehr erhält, wenn sein Schuldschein nicht die Unterschrift der Duma trägt. „Vorerst eine redliche Konstitution,“ rufen die Pariser Bankherren. Nun, diese redliche Konstitution, diesen zinsverbürgenden Parlamentarismus sind Witte und Durnowo daran auszubauen.

Am 30. Oktober hat man das Zauberwort allgemeines, gleiches Wahlrecht, vernommen. Es ist verschollen wie alles, was man an diesem Tage hoher Befeligung gehofft und erwartet hatte. Statt des Stimmrechtes der Redlichkeit und Volksgewalt hat Witte die verkniffenste, verschändelteste, unfürmliche Wahlordnung ausgearbeitet, die jemals einem Volke zugemutet worden ist. Aber das tragende Gerüst ihrer Architektur ist uns nur zu wohl bekannt: es ist die Kurie, die Oesterreich nachgeahmte Kurie. Wer immer ein Volk um sein Recht betrügen, werden den Parlamentarismus in allen seinen Lebensphasen vergiften, die Teilnahme der Bevölkerung an der Legislative zu einem kindischen Spiel erniedrigen, wer zugleich die einzelnen Schichten voneinander trennen, in der Trennung eine durch die andere erdrücken und so das reichste Gut und höchste Lebensrecht einer Verfassung, die ungebrochene, aufrichtige Willensäußerung des Volkes, vernichten will: der wird zu den Kurien greifen.

Doch schien den russischen Staatskünstlern, was in ruhigen Zeiten mehr als zureicht, in der stürmischen Wahrhaftigkeit revolutionärer Tage keine genügende Gewähr der Lüge, des Volksbetrugs, des jämmerlichen, willenlos jafagenden Parlamentarismus zu bieten.

So wurde denn die Schurkerei der Kurien mit der Tücke des Dreiklassenwahlrechts verquickt. Die ganze Wählererschaft scheidet sich in vier Wahlkörper: die der Großgrundbesitzer, der Bauern, der Stadtbürger und der Arbeiter. Natürlich ist das Wahlrecht indirekt, aber es stützt sich nicht zweimal, sondern teilweise drei- bis viermal ab, um so häufiger, je tiefere Volksschichten es ergreift. In der Großgrundbesitzerkurie wählt jeder, der einer bestimmten Größenklasse des Bodeneigentums angehört, Wahlmänner; Grundbesitzer unter diesen Größenklassen bestimmen zunächst Vertrauensmänner, die dann wieder Wahlmänner zu wählen haben. In der Bauernkurie wählen je zehn Hofbesitzer einen Wobostvertreter, die Wobosti (Großgemeinden) je zwei Bevollmächtigte und diese dann die Wahlmänner: hier durchläuft also der Wahlgang vier Stadien. In der Stadt ist jeder Mieter einer eigenen Wohnung berechtigt, Wahlmänner zu wählen. Arbeiter haben außerdem und ohne Rücksicht darauf, ob sie eine eigene Behausung besitzen oder nicht, ein Stimmrecht in ihren Werkstätten. Doch bloß, wenn diese fünfzig Arbeiter zählen. Und ob nun fünfzig oder tausend Proletarier in einer Fabrik tätig sind, immer wird bloß ein Vertrauensmann gewählt, deren Gesamtheit dann die Wahlmänner zu ernennen hat.

Es sind jedoch die Wahlmänner dieser einzelnen Kurie keineswegs berechtigt, Abgeordnete zu wählen, sondern — da es keine besonderen Wahlbezirke gibt, die vielmehr von den Gouvernements gebildet werden — treten in der

Gouvernementshauptstadt die Wahlmänner von allen vier Kurien zusammen und wählen gemeinsam. Nun besitzen in mehr als der Hälfte der Gouvernements die Großgrundbesitzer an sich die Mehrzahl der Wahlmänner, überall aber werden von Bauern und Großgrundbesitzern die Wahlmänner der Stadtbürger und Arbeiter hoffnungslos majorisiert. Hierbei findet allerdings eine Ausnahme statt: die Bauernwahlmänner bilden, bevor sie an der gemeinsamen Wahlmännerversammlung teilnehmen, eine besondere Kurie, die ihnen in jedem Gouvernement mindestens einen Abgeordneten sichert. Zwanzig Großstädte stellen selbständige Wahlkreise dar, so daß hier wieder Stadtwähler zu ihren Abgeordneten kommen. Durch diese Sonderbestimmungen sollte bewirkt werden, daß den einzelnen Klassen zumindest der Schein des Rechtes gewahrt bleibt. Nicht einmal der Schein jedoch wird den Arbeitern gegenüber geachtet. In den kleinen Städten gehen ihre Wahlmännerstimmen mit denen der übrigen Stadtbewohner einfach unter, in den großen ist das Verhältnis der Arbeiterwahlmänner zur Gesamtheit so gehalten, daß die Aussicht, einen selbständigen Kandidaten durchzusetzen, nirgends besteht. In Petersburg zählt man zum Beispiel 24 Arbeiterwahlmänner gegen 120 sonstige.

Doch auch dies zeigt die Tücke und Torheit des russischen Wahlrechts noch nicht völlig. Es ist mit Bestimmungen sorgfältig ausgestattet, die jeden Einfluß der politisch regsameren, intelligenteren Elemente ausschließen, jede wirkliche Wahlagitator und damit das tätige Eingreifen wahrhaft volkstümlicher Parteien unmöglich machen. Gewählt darf werden — und zwar auf allen Stufen des Wahlganges — lediglich ein Mann des betreffenden Standes und Ortes. Das will heißen: die Arbeiter einer Werkstätte dürfen nur aus dieser Werkstätte ihren Vertrauensmann nehmen, die Vertrauensmänner nur aus ihrer Mitte den Wahlmann, die Wahlmänner nur unter den Wahlmännern den Abgeordneten. Damit wird eigentlich der Zufall zum Herrn der Wahl. Die Wahlagitator aber unterliegt genau denselben Beschränkungen. Bloß die einzelnen Stadtkreise, die Urwahlbezirke bilden, dürfen Wählerversammlungen abhalten und an diesen ausschließlich hier Wahlberechtigte teilnehmen. Die Polizei hat nach einer ihr vorzulegenden Liste darüber zu wachen, daß kein in diesem Bezirke Nichtwahlberechtigter in der Versammlung erscheint oder gar spricht.

Will man sich wundern, daß die Arbeiter vor diesem Wahlrecht kein anderes Gefühl als das des Ekels haben? Daß in Petersburg der Boykott der Wahl in den Werkstätten fast allgemein durchgeführt wurde? Allerdings hat die Regierung dem Proletariat den Entschluß erleichtert. Da alle Vertrauensmänner und Organisatoren der Arbeiterchaft hinter Schloß und Riegel sitzen, alle sozialistischen Blätter verboten sind, sozialistische Wählerversammlungen zu allem Ueberflus auch nicht abgehalten werden dürfen: wie sollten die Arbeiter überhaupt wählen, wenn sie nicht, wie teilweise in Moskau, unter dem Druck und Zwang ihrer Unternehmer einem beliebigen — oder den vom Fabrikanten gewünschten — Kollegen die Stimme geben wollten? Indes ist doch auch klar, daß das Wahlrecht, ja die ganze Konstitution, welche bestimmt schien, die Revolution in friedlichere Bahnen zu lenken, jetzt erst recht zum Quell der wildesten Erregung werden muß. Denn eher läßt sich noch ertragen, daß man von jedem Rechte ausgeschlossen bleibt, als daß ein Scheinrecht, zum scheußlichen Unrecht verzerrt, die seiner teilhaft Gewordenen grausam nährt. Wieder und wieder wird Blut fließen. Die Regierung wird mit Unterdrückungsmaßregeln nicht sparen. Sie kämpft um ihre Existenz. Ein halbwegs volkstümliches Parlament würde es zu seinem ersten Geschäft machen, die Massenmörder auf den Ministersejdeln vor den Richter zu ziehen; daß ein solches zustande komme, das zu verhindern ist für die jetzt Regierenden eine Existenzfrage. Ein gefälschtes, Witte und Durnowo williges Parlament wird jedoch wieder das Volk nicht ertragen. So öffnet der ungeheuerliche Volksbetrug der russischen Verfassung den Abgrund des Bürgerkrieges von neuem.

Karl Leuthner.

Babeuf, der Volkstribun.

Ein Mai-Gedenkblatt aus der französischen Revolution.

Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1796. Paris schlief. . . .

Vorbei war die Zeit des begeisterten Heroismus, des allgemeinen Raufsches, den der Sieg der Revolution hervorgerufen hatte. Vorbei! — Die Großbourgeoisie war nach blutigen Siegen über die kleinbürgerlich-radikalen Jakobiner zur Regierung gelangt. Schien die Demokratie wenigstens geneigt zu sein, der allgemeinen Verelendung entgegenzuarbeiten, so dachte die bürgerliche Klasse, welche jetzt die Herrschaft antrat, nicht in den geringsten daran. Mit dem Sturze des Konvents und der Einsetzung des Direktoriums hatten die revolutionären Konvulsionen der ersten Sturmzeit 1789—1795 ihren Abschluß gefunden, der Feudalstaat mit seiner ständischen Verfassung war endgültig beseitigt, die politische Freiheit erkämpft.

Das besitzende Bürgertum befand sich dabei ganz wohl. Aber die besitzlosen Volksklassen, sie konnten ihre Enttäuschung nicht verbergen, und da die Finanzklemme der Republik infolge der Kriege, die zu ihrer Verteidigung geführt werden mußten, immer größer wurde und damit auch die Not des Kleinbürgertums und des Proletariats, so war der Boden präpariert für eine neue Erhebung; für eine Erhebung, die sich natürlich nicht gegen die Republik, sondern gegen ihre bürgerliche Form, gegen ihre Okkupation durch die Bourgeoisie richtete. Die demokratische Verfassung vom Jahre 1793 sollte wieder hergestellt werden! Das war das Bestreben vieler einflußreicher Gruppen. Aber es wurde überholt durch eine Aktion, die unter dem Namen „die Verschwörung der Gleichen“ weltgeschichtlichen Ruhm erworben hat. Schon war die kommunistische Note an der Arbeit, um die bürgerliche Regierung zu stürzen und ihre eigene zu etablieren. . . .

Und das ahnungslose Paris schlief. Nur in einem — im dritten Stock gelegenen — Zimmer des Hauses Nr. 21 der Rue de la grande Truanderie zu Paris war man wach. Hier wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Zwei Männer saßen da, übernächtigen Gesichts, und arbeiteten an einer Proklamation, die nach siegreicher Beendigung des Kampfes an das französische Volk gerichtet werden sollte. Eben schrieb der eine die Worte nieder:

„. . . Das Volk hat gesiegt, die Tyrannei ist tot, ihr seid frei!“ . . .

Da wurde die Tür aufgestoßen und ein Trupp von Gaskern der Regierung stürzte ins Zimmer, auf die beiden zu, die sich erhoben hatten, ergriff und knebelte sie — es war das Werk weniger Sekunden — um sie in das Gefängnis der Abtei und dann in den Temple zu überführen, wohin auch einige Mitverschworene gebracht wurden. Am selben Tage noch berichtete das Direktorium — so hieß die oberste aus fünf Personen bestehende Behörde der Regierung — an die Räte von der Vereitelung eines „abscheulichen Komplotts“, welches den Umsturz der Verfassung, die Ermordung aller Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, der Regierung, des Generalstabs und der Beamten sowie eine allgemeine Plünderung der Stadt bezweckt habe.

Wer waren sie, die eine mißtrauische Bourgeoisregierung so unversehens in einer Maienacht dem Kerker überantwortet hatte? Es waren Mitglieder von der „Gesellschaft der Gleichen“. Der Bekannteste dieser Männer hieß François Noël Babeuf oder wie er sich in Erinnerung an den berühmtesten Volkstribun des alten Rom auch nannte: Gracchus Babeuf. Er war es, der mit seinem Freunde Buonarroti jene Frühlingnacht vom 10. Mai durchwacht hatte, um die Erhebung vorzubereiten, die die Bourgeoisregierung beseitigen und an ihre Stelle die unverfälschte Volksherrschaft, gestützt auf die Gleichheit des Besitzes, setzen sollte.

Die politische Gleichheit hatte die Revolution freilich durchgesetzt. Sie war das Ziel und die Ueberzeugung der bürgerlichen Revolutionäre gewesen. Rousseau, dieser große Sturmvogel der Umwälzung, hatte sie gepredigt, Danton, Robespierre, St. Just hatten sie verwirklicht. Doch was bedeutete die politische Gleichheit ohne die ökonomische? „Den Geburtsadel zu besiegen, um dem Geldadel zu unterliegen — das wäre ein schlechter Gewinn“, hatte Marat in seinem „Volkstribun“ geschrie-

ben. Er war der stärkste Vorahner des Kommunismus und hatte schon 1791 dagegen gewettert, daß man das Wahlrecht vom Besitz abhängig machen und die Lohnarbeiter deshalb ausschließen wolle. Solange die demokratische Verfassung vom Jahre 1793 und das politisch-radikale Jakobinertum Geltung und Einfluß besaßen, hatten die besitzlosen Kleinbürger und das Proletariat keine Ursache, sich zu beklagen. Für ihres Lebens Notdurft ward gesorgt und die schlimmsten Wirkungen der schlechten Zeiten wußte man sich vom Leibe zu halten. Das Kapital wurde nicht fett dabei, wieweil es sich an den großen Heereslieferungen bereicherte. Die Lebensmittelwucherer mußten sich Beschränkungen gefallen lassen. Kurz, es gab gewisse Grenzen. Babeuf selbst, der in seiner Eigenschaft als Geometer das Maßsystem der adeligen Grundbesitzer und später als Beamter der Pariser Lebensmittelkommission besondere Gelegenheit hatte, die Bewahrung des Volkes zu beobachten, konnte unmittelbar im Interesse der Armen eingreifen. Von daher datiert Babeufs Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse. Seinem ökonomisch geschulten Auge war es klar, daß die Not groß und allgemein und daß eine Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse ebenso notwendig sei wie eine solche der politischen.

Babeuf war 1760 zu St. Quentin geboren, mußte sich schon von seinem 16. Lebensjahre an sein Brot als Schreiber bei einem Feldmesser verdienen und ward später Grundbuchskommissär. Diese Beschäftigung war für seine geistige und politische Entwicklung von Bedeutung. „Im Staube der herrschaftlichen Archive stieß er auf die schändlichen Mysterien der Räubereien der Großen und enthüllte sie dem Volke beim Ausbruch der Revolution in flammenden Schriften.“ So schreibt er selbst in einem seiner Pamphlete und er bekennt auch, daß er die Schriften Mesliers, Morellys und Mablys — selbstverständlich auch Rousseaus! — mit Eifer gelesen habe. Das heranwachsende Gewitter der Revolution treibt ihn nach Paris. Er nimmt aktiven Anteil an der Erstürmung der Bastille. Er tritt in die Dienste der Republik, wird aber von den royalistischen Elementen der Provinzstadt, wo er als Beamter wirkte, vertrieben und des Betruges angeklagt, dessen er sich bei einer Grundverteilung schuldig gemacht haben soll. Die Beschuldigung seiner reaktionären Gegner, die mit Recht in Babeuf ihren unverföhnlichen gefährlichen Todfeind sahen, erwies sich als grundlos und sein Prozeß endigte mit einem vollständigen Freisprüche. Das war im Juli 1794. Seither widmet er sich — mit der kurzen Unterbrechung, die durch seine Tätigkeit bei der Lebensmittelverwaltung im Seine-Departement eintrat — der Politik. Vom September 1794 gibt er ein Blatt heraus, das er mit dem Motto versieht: „Der Zweck der Gesellschaft ist das Glück aller!“ Bald wird er wegen seiner Preßangriffe auf die Thermidoristen — so heißt jener bürgerliche Mischmasch, der den Sturz des demokratischen Robespierre, St. Justs und ihrer Anhänger im Juli 1794 herbeigeführt hatte — verhaftet. Im Gefängnis teilt er seine kommunistischen Pläne einigen Mitgefangenen mit und gewinnt sie für seine Absicht, die Volksrepublik auf Grundlage der Gleichheit und Gerechtigkeit herzustellen und so das Werk der Revolution zu vollenden.

Eine royalistische Verschwörung im Oktober 1795 zwingt die Regierung, ihre Politik wieder mehr nach links zu richten: die gefangenen Revolutionäre werden freigelassen. Sofort stürzt sich Babeuf wieder in den Strudel der Agitation und arbeitet an dem Plane, das Staatswesen auch wirtschaftlich zu demokratisieren. Er war sich klar darüber, daß dies nur im Wege der gewalttätigen Beseitigung des bürgerlichen Regimes möglich wäre. Und das Direktorium erfennt neuerdings, daß es mit Babeuf einen Kampf auf Leben und Tod ausfechten müsse. Es verfolgt ihn. Er wird aber von seinen Freunden verborgen und geschützt. Mittlerweile haben diese eine energische Propaganda durch die Presse und Flugschriften zc. begonnen. Im März 1796 wurde folgendes Plakat verteilt, das im Volke die größte Begeisterung und stürmische Zustimmung erweckte. Es ist eine Proklamation der Babeufistischen Lehre, die den Kommunismus von damals in seinen Grundzügen enthält:

Artikel I. Die Natur hat jedem Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter gewährt.

Beweis: Die Menschen stehen vor aller Vereinigung einander gleich; im Annäherungsfalle konnte nichts die Rechtsungleichheit oder den Unterschied in ihren natürlichen Neigungen unter sie bringen; die Gleichheit bildet das Glück der Familien; sie mußte von den ersten Vorfahren geheiligt werden; ihre Vernachlässigung hat falsche Begriffe von Glück, die Verirrungen der Leidenschaft, die Entartung des menschlichen Geschlechts, Krieg und Verwirrung, Tyrannei und Unterdrückung zur Folge; je mehr man hat, desto mehr will man; daher Eiferucht, Haß, Mord, Weichlichkeit, barbarische, unfittliche Gesetze, Revolutionen zc. zc. — Mit einem Worte, die Gleichheit ist ein natürliches Recht, weil sie eine Folge unserer Organe und Bedürfnisse ist und weil das öffentliche und Privatglück und der Verfall des gesellschaftlichen Körpers notwendig aus den gegen sie geführten Angriffen entspringen muß.

Artikel II. Der Zweck der Gesellschaft ist, diese oft von den Stärkeren und Bösen im Naturzustande beeinträchtigte Gleichheit zu verteidigen und durch Mitwirkung aller die gemeinschaftlichen Lebensgenüsse zu vermehren.

Beweis: Die Gesetze wurden nur darum gegeben, um den Wohlstand, das heißt die Gleichheit, ohne welche kein Wohlstand möglich, zu erhalten. Mit ihrer Vereinigung wollten sich die Menschen nur die größtmögliche Menge von Genüssen durch die möglichst geringe Mühe verschaffen; diese Genüsse aber werden nur durch den Ueberfluß, den die unter alle verteilte Arbeit erzeugt, mit Sicherheit möglich.

Artikel III. Die Natur legt einem jeden die Pflicht auf Arbeit auf. Keiner darf sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, der Arbeit entziehen.

Beweis: Die Arbeit ist für jeden ein Gebot der Natur: 1. Weil der vereinzelte Mensch sich ohne Arbeit keinen Unterhalt verschaffen könnte. 2. Weil die Tätigkeit eine Quelle der Gesundheit und des Vergnügens ist. Diese Pflicht ist von der Gesellschaft nicht beschränkt worden, weil ihre Erhaltung davon abhängt und die Anstrengung erst durch Teilnahme aller minder beschwerlich wird.

Artikel IV. Die Arbeiten und die Lebensgenüsse müssen gemeinschaftlich sein, das heißt alle müssen gleichmäßig an der Arbeit teilnehmen und einen gleichmäßigen Genuß daraus ziehen.

Beweis: Durch die gemeinschaftliche Arbeit will man die verschiedenen Beschäftigungen so aufgeteilt wissen, daß kein kraftvoller müßig gehe, daß die Vergrößerung der Arbeiterzahl den Ueberfluß des Staatsvermögens sichere, indem sie zugleich die Mühe der einzelnen verringert, daß dafür jeder von seinem Vaterlande seine Bedürfnisse befriedigt erhalte.

Artikel V. Es ist Unterdrückung, wenn einer vor Arbeit erschläft und an allem Mangel leidet, während der andere in Lüsten schwelgt, ohne etwas zu vollführen.

Beweis: Die Ungleichheit ist Unterdrückung, weil sie das natürliche Gesetz antastet, dem man einfältigerweise nicht menschliche Gesetze entgegenhalten darf, und weil sie die Neigungen einzwängt und die Last vermehrt, den Genuß des so Belasteten aber vermindert.

Artikel VI. Keiner darf sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie ausschließlich aneignen.

Beweis: Aus der Teilung des Bodens entstand das Eigentumsrecht. Da wurden nun die einen die Herren des zum Leben notwendigen, die anderen durften nur auf Lohn Anspruch machen. Sobald die Zahl der Lohnarbeiter die der Grundbesitzer infolge natürlicher ökonomischer Zufälle, von Geschicklichkeit, Verschwendung oder Unfähigkeit der einzelnen überstieg, dann sammelten sich die Grundstücke in den Händen weniger, und die Lohnzahler, die nun wohlhabend geworden, hatten die hungrigen Lohnempfänger in ihrer Gewalt. Daher schreiben sich die traurigen Folgen der Ungleichheit. Seit-

dem lebt der Müßiggänger von dem Schweiß des Arbeiters, setzt ihn der Erschlaffung und dem Entbehren aus und tyrannisiert den vom Bedürfnis gedrängten, in Unwissenheit vertierten und von der Religion betrogenen Armen. Das Eigentum ist daher die größte Plage der Gesellschaft, ein wahrer Hochverrat an der beleidigten Menschheit.

Artikel VII. In einer wahren Gesellschaft darf es weder Reiche noch Arme geben.

Artikel VIII. Die Reichen, welche zugunsten der Armen auf ihren Ueberfluß nicht verzichten wollen, sind die Feinde des Volkes.

Artikel IX. Keiner darf durch Anhäufung aller Mittelweinen anderen des zu seiner Wohlfahrt nötigen Unterrichts berauben. Der Unterricht muß gemeinschaftlich sein.

Beweis: Die gegenwärtige Anhäufung läßt die Arbeiter nicht die Kenntnisse erwerben, welche verhindern, daß sie nicht den Listigen und sogenannten Gebildeten zum Opfer fallen.

Artikel X. Der Zweck der Revolution ist: die Ungleichheit zu vernichten und das gemeinsame Glück wieder herzustellen.

Artikel XI. Die Revolution ist nicht beendet, weil die Reichen alle Güter an sich reißen und ausschließend herrschen, während die Armen ohne Aufhören arbeiten, erschlaffen und im Staate nichts gelten.

Diese elf Hauptartikel*) des Babeufistischen Revolutionskomitees reizten die Regierung auf das höchste. Sie sah die Wirkung der Proklamation auf das Volk und ließ sich deshalb vom „Rate der Hundert“ und dem „Rate der Alten“ — wie die beiden Kammern hießen — rasch ein Ausnahmsgesetz gegen die Verschwörer bewilligen.

In der Nacht zum 10. Mai 1796 wurden Babeuf und Buonarotti — letzterer ein Nachkomme des berühmten italienischen Malers Michelangelo — verhaftet. Ein im September unternommener Putsch der Gesinnungsgenossen schlug fehl. Eine Blutorgie der bürgerlichen Soldateska räumte unter den Verschwörern furchtbar auf. Unterdes nahm der Prozeß gegen Babeuf und die übrigen Mitverschworenen seinen Fortgang. Babeuf führte die Verteidigung mit Energie. Mehrmals setzte sich das Mitgefühl der Zuhörer mit den Angeklagten in den Versuch um, diese zu befreien. Es war vergebens. Die Geschwornen fällten ein Schulurteil und das bedeutete für Babeuf und D'Arthe den Tod, für die übrigen die Deportation.

Am 27. Mai 1797 — wieder ein Maitag! — bestiegen die zum Tode Verurteilten das Schafott. Ein Jahr lang hatten die Untersuchungshaft und der Prozeß gedauert. Nun war es zu Ende: der größte Kommunist der französischen Revolution, der zuerst mit Scharfsinn die Notwendigkeit der ökonomischen Befreiung erkannt und vertreten hatte, war mit antikem Heldenmut für seine Ueberzeugung gestorben. Aber noch lange lebte der unerstickene Volkstribun im Gedächtnis des französischen Volkes fort.

Siegmund Kaff.

*) Die diesen beigegebenen Beweisausführungen, welche gleichsam den Kommentar zu den Grundgesetzen bilden, sind bisher in der sozialistischen Literatur noch nicht veröffentlicht worden. K.

Unsere Bilder.

Das Titelbild, dessen Inhalt wohl am lebendigsten durch das schwungvolle Einleitungsgebet „Ein Matentied — ein Kampfeslied“ veranschaulicht wird, stellt eine unter frühlichem Saug ins Matengrün hinausgehende Arbeiterkinder dar, an deren Spitze der kampfesreudige Genius des Proletariats siegbegeistert das nekkenumwundene Schwert zum Himmel hebend einhertritt. Das große Mittelbild „Das gleiche Recht“ ist von so ausdrucksvoller Verträglichkeit, daß erklärende Worte überflüssig sind. Wie die unendliche Schar aller Bürger ohne Unterschied der Klasse an der Göttin der Gerechtigkeit vorbeizieht, um ihr oberstes politisches Recht vor dem Hause der Volksvertretung auszuüben, das ist eine anschauliche Illustration des Zieles der österreichischen Wahlrechtstämpfe.

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, VI., Gumpendorferstraße 18.

Für die Redaktion verantwortl. Dr. Wilhelm Ellenbogen.

Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts“ Zwoboda & Co., Wien, VI., Mariahilferstraße 80a.